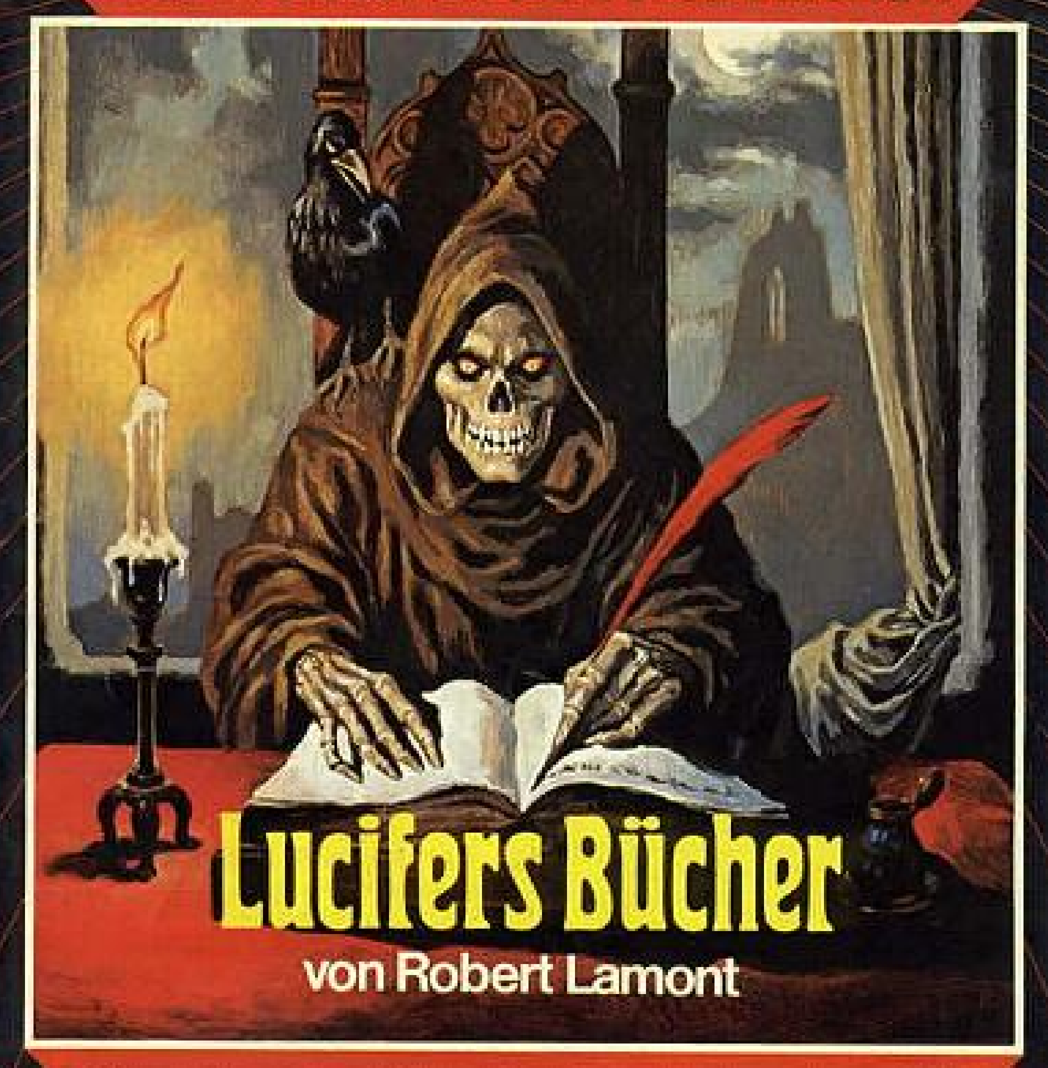
1.20 DM / Band 91

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Lucifers Bücher

von Robert Lamont



Lucifers Bücher

Professor Zamorra Nr. 91

von Kurt Brand

erschienen am 13.12.1977

Titelbild von JAD

Lucifers Bücher

Sie starrte mit irrem Blick die Zeilen der Schriftrolle an, die sie in ihren alten und knöchernen Händen hielt. Ihre strichdünnen, blassen Lippen zuckten. Speichel lief über ihr häßlich langes Kinn. Sie atmete hastig, ließ den unteren Rand der Schriftrolle los und strich über ihr strähniges Haar. Der Blick in ihren großen, dunklen Augen veränderte sich. Dämonische Gluten loderten darin auf. Stärker als zuvor zuckten ihre Lippen. Sie zog die Schriftrolle ein Stück weiter auf. Gierig verschlang ihr Blick die Zeilen.

»Du wirst kommen, um zu sterben! Die Dämonen der ewigen Finsternis werden deinen Geist vernichten, denn sie sind stärker, als du es bist! Hier steht es geschrieben. Hier…!« Wie eine Fahne bewegte sie die Schriftrolle, und ihr hexenhaftes Lachen füllte den kahlen Raum mit dem knisternden Holzfeuer…

Angelo Quinto bewohnte in der Via Por San Maria in Florenz, ganz in der Nähe der Ponte Vecchio, einen von diesen phantastisch alten Palästen, an denen die bezaubernde Stadt am Arno so reich ist.

Alle Quintos hatten in diesem Palazzo gewohnt. Nur drei waren darin nicht geboren worden, und vier hatten es vorgezogen, in Rom das Zeitliche zu segnen. In der Ewigen Stadt waren sie als Kurienkardinäle des Heiligen Vaters sanft entschlafen. Es hatte sie aber während ihres Lebens nicht daran gehindert, die Schätze der Quintos zu mehren. Ein ganz besonders großes Talent auf diesem Gebiet war Kurienkardinal Pietro Paolo Quinto gewesen, geboren 1318 und gestorben 1391, für die damalige Zeit ein unwahrscheinlich hohes Lebensalter, und der Kardinal war ein unwahrscheinlicher Büchernarr gewesen. Er mußte eine einmalige Spürnase besessen haben, seltene Schriften aufzuspüren und in seinen Besitz zu bringen. Wie er das letztere gehandhabt hatte, davon gab es im Geschlecht der Quintos nur eine Auslegung: er hatte sie heimlich mitgehen lassen, denn er war nicht nur ein Büchernarr gewesen, sondern auch ein Bücherdieb.

Ein Mensch, der Bücher und Schriftrollen stehlen mußte!

Wie gut er dieses Metier beherrschte, bewies die unglaublich große Bibliothek im Palazzo der Quintos, in der Schriftrollen, Erstdrucke und Inkunabeln drei saalartige Räume für sich beanspruchten. Mehr als ein Drittel dieser literarischen Kostbarkeiten hatte Seine Eminenz Kurienkardinal Pietro Paolo Quinto zusammengetragen und dem Haus seiner Väter geschenkt.

Professor Zamorra verzieh dem Verstorbenen sein Laster und schätzte sich glücklich, in Angelo Quinto, dem siebzig Jahre alten Herrscher über diesen Palast vor der Alten Brücke, einen Freund zu besitzen, der ihn in den Bücherschätzen nach Werken magischen Inhaltes ungestört suchen ließ.

Vor drei Tagen war er in Florenz angekommen. Mit dem Plan, die Stadt nicht früher zu verlassen, bis er im Palazzo Quinto fündig geworden war. Und es sah ganz danach aus. Drei Schriftrollen hatte er entdeckt, welche die Themen Dämonologie, Somnambulismus und Kröten-Zauberei behandelten. Über das letztere Gebiet hatte er nur einmal etwas gehört, aber das lag schon Jahre zurück, und niemand hatte ihm sagen können, was man sich darunter vorstellen sollte.

Zamorra atmete den Staub von Jahrhunderten ein. Kein Mensch hatte sich bisher bemüht, die Schätze zu sichten und nach Sachgebieten zu ordnen, ganz zu schweigen, sie zu katalogisieren.

Professor Zamorra stieg mit einem Armvoll Schriftrollen die fahrbare Leiter herunter und ging zum antiken Tisch aus makellosem Carrara-Marmor und legte sie darauf.

Staub wirbelte auf und verteilte sich in dem hohen Raum mit dem wunderbaren bleiverglasten Fenster und den dunklen Bücherregalen,

die berauschende Schnitzarbeiten aufwiesen. Ein Prachtstück war der ein wenig zu moderne Lüster, denn er stammte aus dem 17. Jahrhundert, während die übrige Pracht um Fünfzehnhundert herum geschaffen worden war.

Vorsichtig rollte der Professor eine Schriftrolle nach der anderen auf. Der Text der meisten war in lateinischer Sprache abgefaßt, aber es gab auch griechische Texte, und zwei Rollen hatten die Glyphen der alten Ägypter bis in die Neuzeit herübergerettet. Leider war der Inhalt der Papyrusrollen nichtssagend.

Zamorra stutzte. Er hielt einen Torso in der Hand. Eine uralte Schriftrolle. Einen Teil davon. Die Augen des Professors weiteten sich, denn der lateinische Text schlug ihn in Bann.

Wenn ihn nicht alles täuschte, hielt er eine Schriftrolle aus dem 6. Jahrhundert in der Hand, also etwas aus jener dunklen Zeit, aus der solche Schätze sich kaum hatten vor Vernichtung bewahren können.

»Pietro Paolo Quinto, als Büchernarr warst du ein Genie!« stieß der Professor aus, und seine Blicke verschlangen den lateinischen Text.

Er hörte die Schritte hinter seinem Rücken nicht. Als ihn der Hausherr Angelo Quinto ansprach, kam er wie ein Nachtwandler aus einer anderen Zeit zurück.

»Mein lieber Professore, darf ich Sie daran erinnern, daß wir heute eine Stunde früher zu mittag speisen, und wir haben schon fast zwölf Uhr.«

Zamorra blickte in die gütigen, weisen Augen seines Gastgebers, der ihm nur bis an die Schultern reichte, legte die Torso-Schriftrolle vorsichtig ab und sagte: »Scusi, ich habe über diesen Schätzen mal wieder Zeit und Raum vergessen.«

Wenig später, nachdem er sich hastig frisch gemacht und umgezogen hatte, wie es bei den Quintos üblich war, saß er mit der siebenköpfigen Familie an der Mittagstafel. Auch der jüngste Sohn des Hausherrn, Vito, erst dreiundvierzig Jahre jung, richtete sich nach den Tischsitten und sprach kein Wort. Wortlos servierten drei hübsche Florentinerinnen, und wortlos, aber dominierend, kommandierte der greise Butler diese Schönheiten Toscanas mit seinen Blicken.

Zamorra genoß diese Herrlichkeiten jedesmal von neuem, und nicht zuletzt den köstlichen Wein.

Dann war das Mahl zu Ende und Angelo Quinto hob die Tafel auf. Darauf hatten seine drei Söhne gewartet. Vito verzichtete darauf, den Raum zu verlassen, und rauchte. Den strafenden Blick seiner Mutter übersah er. Er schaute den Professor an.

»Haben Sie auch schon von unserem Hellseher Domdonar gehört, der vor einiger Zeit Rom verlassen hat und nun halb Toscana von einer Aufregung in die andere stürzt?«

»Domdonar?« wiederholte Zamorra den Namen. »Nein, nie davon

gehört. Wahrscheinlich eine Eintagsfliege, Signore Vito.«

Der jüngste Quinto, ein Ebenbild seines Vaters, schüttelte energisch den Kopf. »Domdonar kann mehr als ein gewöhnlicher Hellseher. Er besitzt magische Kräfte. Er soll über eine unheimliche Ausstrahlung verfügen.«

Im gleichen Moment war in Zamorra der Parapsychologe wach geworden.

»Magische Kräfte? Starke und unheimliche Ausstrahlungen? Wissen Sie mehr darüber, Signore Vito?«

Der wartete mit unglaublichen Behauptungen auf. Darüber hatten beide nicht bemerkt, daß die Tafel abgeräumt und der letzte den großen Raum verlassen hatte. Vom Lärm auf der Via Por San Maria war hier nichts zu hören. Die meterdicken Mauern und die Doppelfenster sorgten dafür, daß der Straßenlärm draußen blieb. Ebenso wie Hitze oder Kälte.

»Er tauchte vor drei Jahren in Rom auf. Niemand will sagen können, woher er kommt. Sein Alter ist nicht abzuschätzen. Er kann ebensogut zwanzig wie fünfzig sein. In den ersten beiden Jahren seines Rom-Aufenthaltes waren seine Erfolge als Hellseher nicht besonders groß. Nur wenige sprachen über ihn, aber dann ging er auf wie ein Komet. Sie haben wirklich noch nie etwas von Domdonar, dem größten Hellseher, gehört, den Italien jemals aufzuweisen hatte, Professore?«

Und weil dem so war, beschloß Zamorra, sich einmal diesen Hellseher anzusehen.

»Wo wohnt er? In der Via Delle Terme? Das ist ja gleich um die Ecke.«

Dem war so.

***

Domdonar liebte das geheimnisvolle blaue Dunkel.

Hinter seinem Rücken schimmerte es weich, aber das Licht reichte keinen Meter weit. Der kobaltblaue Schein war nicht einmal in der Lage, die Umrisse seines Körpers deutlich zu machen, obwohl er im Gegensatz zu den meisten Magiern keine dunkle Kleidung trug, sondern ein weißes, burnusähnliches Gewand, dem die Kapuze fehlte.

Wie der Raum eingerichtet war, in dem er seine Kunden empfing, war nicht zu sehen. Aber Arm- und Rückenlehnen des Sessels, in dem die Ratsuchenden Platz nahmen, leuchteten weich im dunklen Kobaltblau.

Eine Dame saß darin, Comtessa Anna Verazzi, eine üppige Vierzigerin, die Männer über zwanzig nicht mochte, weil sie ihr zu alt waren. Sie brauchte junges Blut. Jede Nacht. Und immer anderes Blut. Warum auch nicht? Seit ewigen Zeiten waren die Frauen aus dem fürstlichen Geschlecht der Verazzis männerverschlingende Ungeheuer

gewesen.
Diese herrlichen Gedanken an dieses ewig neue Spiel waren der Comtessa Anna Verazzi nun vergangen.
»Du wirst morgen sterben, Anna«, hatte ihr gerade Domdonar mit seiner hartklingenden gutturalen Stimme gesagt. »Eine Frau wird dich umbringen. Eine Frau, die ein Jahr älter ist, als du es bist. Deine Mörderin heißt Immaculata Deladio und…«
Da lachte ihm Comtessa Anna ins Gesicht, stand schon, warf ihm fünf Zehntausender zu und sagte dann voller Verachtung: »Domdonar, Sie sind ein Scharlatan, ein Schaumschläger, denn die Frau, die mich ermorden soll, ist seit drei Jahren tot. Buon Giorno, Signore Domdonar.«
Er rührte sich nicht.
Er ließ sie gehen.
Er sagte in das blaue Dunkel hinein: »Laß jetzt Alfonso Lasso eintreten.«
Die fünfzigtausend Lire lagen unbeachtet auf dem Tisch.

***

Comtessa Anna Verazzi war weiß vor ohnmächtiger Wut und zeigte sie ihren fünf Gästen unverhüllt.
»Gracia hat sich an Benito herangemacht?« zischte sie die blondmähnige Ina an, die auch nicht mehr taufrisch war. »Dieses Biest wagt es, mir den Jungen auszuspannen? Gerade die? Oh… der werde ich es zeigen. Die soll mich kennenlernen, diese… diese…«
Ihr Blick wurde starr und schien sich an der Wand, an der der wertvolle Gobelin hing, festzubrennen. Ihre fünf Gäste, die um den runden Tisch saßen, der mit florentinischem Gebäck überladen war, schickten ihren Blick in die gleiche Richtung.
Keine einzige Frau schrie. Eine jede war der Ohnmacht nahe. Grauenhafte Angst schnürte ihnen die Kehle zu.
Der Gobelin lebte.
Er verlor seine Farben.
Er blaßte aus.
Bleiches Weiß dominierte. Ein Weiß, das Form annahm.
Die Umrisse einer üppig gebauten Frau in einem langen, weißen Gewand.
Eine Frau in einem Totenhemd?
»Nein, nein. Das nicht…! Nein…«, stammelte Comtessa Verazzi, die plötzlich an die Prophezeiung des Magiers Domdonar denken mußte. »Nein, Imma, ich habe deinen Sohn nicht verdorben!«
Ihr Schrei schien dem Gespenst im Gobelin Leben einzuhauchen.
Eine Frau trat aus der Wand. Eine Frau mit einem Dolch in der Hand, dessen Klinge im hellen Tageslicht blitzte.

Die Gäste der Comtessa waren dem Wahnsinn nahe, aber keine besaß noch die Kraft, sich zu erheben, um dem fürchterlichen Spiel zu entfliehen.

Dann spielte sich alles blitzschnell ab.

Immaculata Deladio trat aus der Wand, trat aus dem Gobelin und zerriß ihn dennoch nicht, denn hinter ihr wurde er wieder existent und leuchtete in seiner alten Pracht.

»Du Hure hast meinen Sohn verdorben!« schrie Immaculata Deladio, die vor drei Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen war.

Sie stieß den Dolch in die Brust der Comtessa, die wie gebannt in ihrem Sessel gesessen und sich nicht mehr hatte rühren können.

Ohne einen Laut über die Lippen zu bringen, fiel ihr Kopf zur Seite, und dann kippte sie aus dem Sessel. Der wertvolle Perser fing sie auf.

Die Edelsteine im Griff der Mordwaffe funkelten.

Comtessa Anna Verazzi lebte nicht mehr.

»Die Imma…! Die Imma…!« schrie jetzt eine der Besucherinnen auf und schlug die Hände vors Gesicht.

Kälte breitete sich aus, obwohl es Hochsommer in Florenz war.

Die Frau im Totenhemd, deren Blick kein Leben besaß, begann, sich in der Luft aufzulösen.

Lautlos.

Gestank breitete sich aus.

Die blondmähnige Ina Gumor wurde ohnmächtig. Sie erlebte den Schlußakt des blutigen Schauspiels nicht mehr mit.

»Hure…«, klang es kaum vernehmbar aus dem Gespenstermund, und in diesem Verklingen verschwand die weibliche Gestalt im weißen Totenhemd.

Die Edelsteine im Griff der Mordwaffe glitzerten im hellen Tageslicht.

Ein Blutfleck, der langsam größer wurde, verdarb den kostbaren Perser.

Schreiend rannten vier Frauen aus dem Mordzimmer. Niemand machte den Versuch, die ohnmächtige Ina Gumor hinauszuschleppen.

***

Professor Zamorra saß in dem kleinen Café »Luna« an der Piazza Della Signoria und trank einen Ramazotti. Sein Blick glitt achtlos über den großen Platz mit seinem geschäftigen Treiben. In seinen Gedanken war er im Haus der reichen Quintos und ihren Bücherschätzen. Gegen jede Erwartung war er bisher nicht fündig geworden, und in Gedanken fragte er sich, ob Kurienkardinal Pietro Paolo trotz seiner sündigen Leidenschaft für seltene Schriften davon Abstand genommen hatte, Bücher magischen Inhaltes zu stehlen.

Zufällig fiel sein Blick auf die aufgeschlagene Zeitung seines Nachbarn am Nebentisch. In großen Lettern las er: *Magier Domdonar*

sagte Tod der Comtessa Anna Verazzi voraus! Ist Signora Immaculata Deladio, vor drei Jahren gestorben, dennoch Mörderin der Comtessa?

Der nächste Zeitungskiosk war nur einen Steinwurf entfernt. Mit drei Tageszeitungen kam Zamorra an seinen Tisch zurück. Er verschlang einen Artikel nach dem anderen. Jeder faszinierte ihn, denn er fühlte, daß beim Mord an der Comtessa dämonische Kräfte im Spiel gewesen waren.

Comtessa Anna Verazzi war mit jenem kostbaren Dolch ermordet worden, der Immaculata Deladio als Grabbeigabe mitgegeben worden war!

Vier Angehörige ihrer Familie hatten die Mordwaffe identifiziert!

Drei Personen, die Immaculata Deladio sehr gut gekannt hatten, sagten übereinstimmend aus, daß die Verstorbene mit dem Dolch in der Hand aus der Zimmerwand getreten sei, sich mit der Bemerkung: »Du Hure hast meinen Sohn verdorben!« auf die Comtessa gestürzt habe, um ihr die Klinge ins Herz zu jagen. Die Comtessa sei auf der Stelle tot gewesen, und die Mörderin habe sich vor ihren Augen aufgelöst.

»Domdonar…?« sagte der Professor etwas lauter vor sich hin, als er beabsichtigt hatte. Der Mann am Nebentisch blickte auf und sah ihn fragend an.

»Sie kennen Domdonar?« fragte der kleine Herr mit deutlichem südländischem Einschlag.

»Nein, ich habe zum ersten Mal vor drei Tagen von ihm gehört und lese nun das hier. Ziemlich unglaubwürdig, meinen Sie nicht auch?«

Zamorra sprach gegen seine eigene Überzeugung.

Zu seiner Überraschung schüttelte der andere den Kopf.

»Darf ich mich an Ihren Tisch setzen?«

Er durfte.

Er stellte sich als Emilio Bruttera vor, von Beruf Privatdetektiv in Firenze.

»Parapsychologie interessiert mich als Hobby. Schwarze Magie auch, nur darf man es in dieser Stadt keinem Menschen sagen, sonst ist man überall als Ketzer gezeichnet, und das Geschäft ist kaputt.«

Emilio Bruttera schien gern zu erzählen, und der Professor hinderte ihn nicht daran. Sein Interesse an Informationen über den Hellseher zeigte er nicht.

»Ich hatte im vergangenen Jahr drei Monate in Rom zu tun. Ehebruch und so. Ein Ehemann wollte wissen, ob seine Frau ihm Hörner aufsetzte. Ich hatte Zeit, mich auch für Domdonar zu interessieren, der plötzlich in aller Munde war. Nun ja, ich sah mir auch seinen Kundenkreis an, aber das ergab nichts. Und dann tauchte der Hellseher hier auf, und wieder sah ich mir seinen Kundenkreis an. Und ob Sie es glauben oder nicht, Signore, mehr als sechzig Prozent

seiner Kunden stammen aus dem Bankgewerbe.«

»Aus dem Bankgewerbe?« echote Zamorra und zeigte dem anderen sein Mißtrauen und seinen Unglauben.

Der flüsterte: »Domdonar ist in dieser feinen Branche der Geheimtip Nummer eins, Signore. Ich will Ihnen mal schnell sagen, wie viele italienische Banker in den letzten vier Tagen den Hellseher aufgesucht haben. Da haben Sie sie!« Und blitzschnell hatte er seine Brieftasche gezogen, sie geöffnet und dem überraschten Professor Fotos von sieben verschiedenen Männern vorgelegt. Bruttera rasselte die Namen der sieben Männer herunter. Zwei sollten Direktoren der Banca d'Italia in Varese und Mailand sein.

»Signore«, fuhr Bruttera fort, »ich kann Sie mit drei Personen bekannt machen, die Domdonar aufsuchten, und der sich weigerte, ihnen die Zukunft weiszusagen. Er gibt nur den Bankern seine heißen Tips, wie sie spekulieren sollen.«

»Todsichere Tips im Bankgewerbe, Signore?« fragte Zamorra. »Wo gibt es die?«

Daran dachte er, als er wieder bei seinen Schriften und Büchern im Palazzo Quinto war und ihm der Jahrhundertstaub um die Nase wehte.

Dann hatte er sich entschlossen und wählte ein Gespräch mit Paris. Bankier Martin Derouge sprach am anderen Ende der Leitung. Er war über den Anruf des Parapsychologen erstaunt.

»Wen wollen Sie unter meinem Namen besuchen? Einen Domdonar, Professor… Ach, ja, von dem spricht die ganze Branche. Soll tolle Tips geben, die alle hundertprozentig wären. Ich kann es nur nicht glauben.«

Zamorra trug seinen Wunsch noch einmal vor und erweiterte ihn.

Der Bankier in Paris an seinem Telefon lachte schallend.

»Womit ich spekuliere, Zamorra? Es ist kein besonders großes Geheimnis. Ich spekuliere mit dem neuen Afro-Dollar. Natürlich können Sie bei diesem Donar, oder wie er heißt, davon Gebrauch machen. Sagen Sie mir später einmal, was Ihnen der Hellseher gesagt hat.«

Zamorras nächstes Gespräch war ein Ortsgespräch, das eine Verbindung zwischen Palazzo Quinto und Domdonars Wohnsitz in der Via Delle Terme herstellte.

Irgendwer von Domdonars Assistenten gab Monsieur Martin Derouge aus Paris, von Beruf Bankier, einen Termin für den 17. August.

Das war in drei Tagen.

Als er auflegte, tat es Zamorra leid, soviel wertvolle Zeit an einen sinnlosen Versuch verschwendet zu haben.

***

Der mysteriöse Tod der Comtessa ließ Zamorra keine Ruhe. Er brachte es fertig, sich von den kostbaren Quinto-Schriften und -Büchern zu trennen, und fuhr dann zum Palast der Ermordeten hinaus in die Via Villani auf der anderen Seite des Arno.

Der Blick über Florenz war unbeschreiblich. Der Empfang im Palazzo auch. Man wies ihm eiskalt die Tür.

Zamorra verkraftete es. Aber als er beim vierten Versuch, eine der fünf Damen zu sprechen, die Zeugen der Ermordung gewesen waren, auch diese Vierte nicht antraf, weil sie verreist sei, glaubte er nicht mehr an Zufall.

Die fünfte traf er auch nicht an. Wohl deren vertrottelten Mann.

»Meine Frau sagt mir nie, wohin sie fährt.«

Auf dem Rückweg zum Palazzo Quinto mußte der Professor ununterbrochen an den Hellseher Domdonar denken.

Warum gab es kein Foto von ihm?

Auch in den Büros der beiden Presseagenturen der Stadt gab es kein Bild von Domdonar.

Im Palast benutzte er abermals das Telefon seines Gastgebers. Er verpulverte einige tausend Lire, indem er eine Nachrichtenagentur nach der anderen in Rom anrief und um ein Foto von Domdonar bat.

Es gab auch dort keins von ihm.

Das letzte Gespräch führte er mit der Polizeipräfektur in Rom.

»Gegen Signore Domdonar liegt nichts vor, aber ob die Angaben über seinen Herkunftsort stimmen, können wir weder bestätigen, noch verneinen.«

Zamorra dankte und legte auf.

***

Als der Professor pünktlich um 14.50 Uhr das Haus in der Via Delle Terme betrat, wurde er von einem jungen Levantiner empfangen, der ihn ins Wartezimmer begleitete, das leer war. Er saß kaum, als ein zweiter Levantiner auftauchte und ihn aufforderte, ihm zu folgen.

Als sie sich der Tür am Ende des langen und breiten Ganges näherten, fühlte Professor Zamorra das Amulett auf der Brust wärmer werden, ein Zeichen, daß übernatürliche Kräfte versuchten, auf ihn einzuwirken.

Innerlich bereitete sich der Parapsychologe auf alles vor.

Ihm wurde die Tür geöffnet. Er betrat eine Schleuse. Die Tür hinter ihm schloß sich. Dunkelheit umgab ihn. Aus einem Lautsprecher irgendwo über ihm kam die Aufforderung, die Hand auszustrecken und eine Schwingtür aufzustoßen.

Er kam der Aufforderung nach, berührte die Schwingtür und stieß sie auf.

Im gleichen Augenblick, als er das kobaltblaue Leuchten vor sich sah,

drohte ihm das Amulett die Brust zu verbrennen. Er sah Domdonar in einem thronähnlichen Sessel sitzen, und er erkannte dessen Teufelsfratze mit einer Deutlichkeit, die ihm fast den Verstand raubte.

Seine Hand flog zum Amulett, das einstmals zum Besitz von Leonardo de Montagne gehörte, einem Vorfahren von ihm, und seine Finger umschlossen den Zauberschutz, der vom größten aller Magier, Merlin, gefertigt worden war. Dennoch waren die satanischen Kräfte, die ihn bestürmten und überwältigen wollten, stärker.

Zamorra lief Gefahr, seinen Willen zu verlieren.

Wie Lichter einer Raubkatze starrten ihn die Augen des Sehers an. Aus allen Richtungen stürzten sich unsichtbare, dämonische Gewalten auf den Parapsychologen.

Der Raum schien sich zu drehen. Immer schneller. Mit ihm rotierte der Professor. Domdonars Thron verlor seine Form, und der Seher im kapuzenlosen Burnus auch. Nur das teuflische Leuchten eines Augenpaares blieb.

Es fraß sich in den Gelehrten hinein.

Das Amulett hochreißen! Das Amulett hochreißen! hämmerten vergehende Gedanken hinter seiner Stirn.

Er war kaum noch in der Lage, den glühend heißen Zauberschutz zu halten, und er war nicht mehr fähig, seinem teuflischen Gegner mit der satanischen Fratze das Amulett entgegenzustrecken.

Der Boden wankte unter seinen Füßen. Das Bewußtsein wollte ihm schwinden.

Domdonar besiegt dich, Zamorra! schrien ihm Stimmen von allen Seiten zu.

Sie hatten zu früh gejubelt. Sie weckten seine letzten Kraftreserven.

Er mobilisierte sie und - hielt dem Hellseher mit ausgestrecktem Arm sein Amulett entgegen.

»Buon giorno, Signore Derouge, bitte, nehmen Sie Platz. Der Sessel befindet sich vor Ihnen«, forderte ihn Domdonar auf.

Es gab keine Höllenkräfte mehr, die, Zamorra vernichten wollten.

Das Amulett in seiner Hand drohte ihm nicht mehr die Finger zu verbrennen.

Der Hellseher war von bestrickender Freundlichkeit, und seine Augen leuchteten nicht mehr wie die Lichter einer blutrünstigen Raubkatze, die der Scheitan aus der Hölle zur Erde hinauf gejagt hatte.

Der Gelehrte nahm Platz, ließ dabei das Amulett verschwinden, wischte sich einmal über die Stirn und verarbeitete diesen abrupten Szenenwechsel. Seine Augen gewöhnten sich immer besser an dieses ungewöhnlich dunkle Blau, das keine übernatürlichen Kräfte ausstrahlte.

Und erstaunlich, wie schnell sein Amulett abkühlte. In diesem gespenstisch ausgeleuchteten Raum gab es nicht die Spur von Magie

oder Paraphänomenen. Zamorra konnte sich im Moment nicht erinnern, jemals Ähnliches erlebt zu haben.

Domdonar, dessen Gesicht er nicht erkennen konnte, gab ihm keine Zeit zum Grübeln.

Zamorra schätzte sich glücklich, auch im verzweifelten Kampf gegen diese Höllenkräfte keinen Augenblick vergessen zu haben, daß er Bankier Martin Derouge aus Paris sein sollte.

»Martin Derouge, daß Sie aus Paris kommen, haben Sie am Telefon gesagt, aber Sie haben mir nicht erzählt, mit dem neuen Afro-Dollar zu spekulieren. Tun Sie es nicht, denn wenn auch der Kurs des Afro-Dollars in den nächsten Monaten unentwegt steigen wird, er wird zu einem Zeitpunkt einen Kurssturz erleben, wie er sich in der Geschichte des Geldes noch nie abgespielt hat, und das wird übermorgen in sechs Monaten sein. Martin Derouge, ich rate Ihnen, junge Aktien der Synto-Chemie zu kaufen. Sie können damit in drei Jahren zehn Vermögen machen.«

Domdonar schwieg.

Das war alles, was Italiens größter Hellseher zu bieten hatte?

»Domdonar, ich möchte wissen, wie mein späteres Leben verläuft.«

Das kobaltblaue Leuchten wurde schwächer, flackerte wieder auf, schwächte ab, und dann entdeckte Zamorra, daß es pulsierte. Gleichzeitig spürte er wieder die Anwesenheit von Parakräften, aber sie waren ganz, ganz schwach, und ebenso schwach war die Erwärmung des Amuletts.

»Martin Derouge, ich sage sehr selten einem Klienten voraus, wie sein späteres Leben verläuft, weil ich diese große Kunst sehr schlecht beherrsche.«

Der Professor nahm ihm diese Bescheidenheit nicht ab. »Aber Sie haben doch dieser Comtessa den Tod auf den Tag genau vorausgesagt, Domdonar!« hielt ihm Zamorra vor.

Mit seiner hartklingenden, gutturalen Stimme erwiderte der Hellseher: »Das sind unbeweisbare Behauptungen der Sensationspresse. Ich, Domdonar, habe es nicht nötig, mich mit solchen Methoden bekannt zu machen. Wie bekannt ich bin, dürften Sie wissen, Martin Derouge.«

Er war entlassen.

Er ging die paar Schritte bis zum Quinto-Palast zu Fuß. Der Besuch bei Domdonar hatte ihn sehr nachdenklich gestimmt und er hatte noch nicht vergessen, mit welchen unheimlich starken übersinnlichen Kräften versucht worden war, sich seiner zu bemächtigen.

Da überkam ihn das Gefühl, beobachtet zu werden.

Auf der Stelle drehte er sich herum. Eine junge Frau prallte gegen ihn und entschuldigte sich leicht verwirrt. Ein stechender Blick aus der Menschentraube auf der anderen Seite glitt von ihm ab.

Oder sollte er sich das nur eingebildet haben?

Er entfesselte seine magischen Kräfte und versuchte, den anderen zu finden, aber sie trafen auf nichts anderes als auf Leere, die weder Anfang noch Ende besaß.

Zamorra setzte seinen Heimweg fort, und dann überkam es ihn abermals, als er durch das große Palazzo-Tor schritt, und wieder glaubte er, einen abgleitenden, stechenden Blick zu fühlen, doch er sah nichts.

***

Paris hatte seinen berühmten Parapsychologen Zamorra wieder und Nicole Duval, seine grazile und nicht weniger bildhübsche Sekretärin, die ihm ihr Herz geschenkt hatte, ihrem Chef und Freund.

Der Fall Bonnett in der Bretagne, in dem eine Gruppe blutjunger Hexen drei Rentnerehepaare hatte verschwinden lassen, war nur mit Zamorras Hilfe gelöst worden, aber die Mehrzahl der Franzosen wollte auch nach der Lösung des Falles Bonnett nicht an die Existenz böser Geister und Dämonen glauben und hielt alle Berichte darüber als Phantasieprodukte Halbverrückter. Und einen Halbverrückten nannte man Professor Zamorra auch, doch wer ihn danach kennenlernte, änderte schnell sein Urteil und sprach dann nur noch in Hochachtung von diesem einzigartigen Mann, der eine unbeschreiblich starke, aber wohltuende Ausstrahlungskraft besaß.

Frühstück mit Morgenzeitung gehörte auch für Zamorra zusammen. Daß Nicole hin und wieder maulte, weil er sich beim Frühstück nicht mit ihr unterhielt, unterschied dieses Paar nicht von anderen Paaren, die einen Trauring trugen.

Der Professor blätterte um, und sein Blick glitt flüchtig über den Wirtschaftsteil.

Unglaubliche Spekulationsgewinne einer unbekannten Gruppe an den Börsen von London, New York und Tokio!

Der Parapsychologe überflog den Bericht. Der Verfasser war ihm bekannt. Der sog sich nichts aus den Fingern. Er behauptete, daß in den letzten vier Wochen eine unbekannte Gruppe Börsianer mit irrsinnigem Erfolg spekuliert hätte, um dabei rund eine Milliarde Dollar gemacht zu haben.

Hinter Zamorras Stirn stand ein einziger Name: Domdonar!

Er ließ die Zeitung sinken, erhob sich und sagte zu Nicole: »Chérie, pack die Koffer, wir fahren nach Florenz! In der Zwischenzeit versuche ich, Bill zu erreichen.«

»Drüben haben die jetzt Mitternacht oder sogar ein Uhr morgens, Chef«, machte sie ihn darauf aufmerksam. Drüben war Nordamerika.

»Dann hört er mich eben um diese Zeit am Telefon. Also pack schon!«

Sie schafften es, mit der Abendmaschine Mailand zu erreichen und mit einem kleinen Jet nach Florenz zu kommen. Diesmal wohnte Zamorra nicht im Palazzo Quinto, sondern im Bristol. Vom Zimmer aus hatten sie einen wunderbaren Blick auf den Dom.

Der Professor bewies sich diesesmal als Kulturbanause.

»Schau du dir den Dom an, bis du ihn satt hast. Ich rufe in der Zwischenzeit Angelo Quinto an. Vergiß nicht, dich zu erkundigen, ob Bill nun endlich seine Ankunft gemeldet hat.«

Angelo Quinto freute sich, den Professor wiederzusehen.

»Kommen Sie doch rüber, Zamorra. Ich lasse einen extra guten Wein aus dem Keller holen.«

Nicole zog einen Flunsch, Zamorra zog per pedes zu Angelo Quinto und saß ihm und dem herrlichen Wein gegenüber.

»Ja, Professor, dieser Hellseher hat die phantastischsten Kunden. Er nimmt nur noch Bankiers an. Das ist ein offenes Geheimnis. Wegen ihm sind Sie wieder hier? Fein, dann werden wir uns ja noch oft sehen und zusammen ein Glas Wein trinken. Ich habe Ihnen doch beim letzten Besuch von diesem spiritistischen Zirkel erzählt. Der hat ein Gerücht in die Welt gesetzt, das nicht mehr verstummen will. Demnach sind die Sibyllinischen Bücher, die 83 v. Chr. verbrannten, später nach neuer Sammlung durch Kaiser Augustus vom Vandalen Stilicho im 5. Jahrhundert ein zweites Mal vernichtet wurden, kein Opfer seiner Zerstörungswut geworden. Sie sollen noch existieren.«

Als höflicher Gast tat Zamorra interessiert, aber seine Interessen bewegten sich um Domdonar.

Kurz darauf kam ein Anruf, der Angelo Quinto in die Stadt rief.

Wieder im Bristol, traf der Professor Nicole an der Rezeption. Sie hielt ein Telegramm in der Hand.

»Chef, Bill wird in zwei Stunden hier sein.«

Das beruhigte ihn. Er hatte bei solchen Unternehmen, in dem übernatürliche Kräfte eine Rolle spielen konnten, gern Bill Fleming um sich. Auf den jungen Kulturhistoriker aus New York war Verlaß, und dazu freute sich Zamorra, den Freund mal wiederzusehen.

Bill traf pünktlich ein. Die Begrüßung im Empfang des Hotels war kurz, aber herzlich. Oben auf ihrem Zimmer gab der Professor dem Naturwissenschaftler einen Stoß alter Zeitungen. In jeder war ein Bericht rot umrandet. Jeder Bericht handelte vom Tod der Comtessa Anna Verazzi.

»Und?« fragte Bill, als er die Pflichtlektüre beendet hatte.

»Du hast nun gelesen, daß die Polizei von Florenz behauptet, der Fall Verazzi sei gelöst. Die Comtessa und ihr fünfköpfiges Kaffeekränzchen habe eine Rauschgiftorgie veranstaltet, und im Wahn habe eine der fünf Frauen die Comtessa mit dem Dolch erstochen. Nun etwas, von dem die Presse nichts berichtet hat: Alle fünf Frauen sind seit zwei

Tagen nach der Tat spurlos verschwunden. Aber nicht der Dolch. Er befindet sich in den Händen der Polizei. Vor einer Stunde noch, als ich mich bei ihr telefonisch danach erkundigte. Eigentlich hätte er im Sarg der vor drei Jahren verstorbenen Immaculata Deladio liegen müssen. Man hat den Sarg geöffnet. Den Dolch hat man darin nicht gefunden.«

Auch Nicole Duval sah den Chef fragend an.

»Dieser Fall Verazzi hängt mit Domdonar zusammen. Das sagt mir mein sechster Sinn. Du und Nicole sollt euch damit beschäftigen. Forscht nach, wo die Frauen geblieben sein könnten. Grabt die Vergangenheit von Immaculata Deladio aus, und vergeßt nicht, daß dieser Domdonar dabei seine Hände im Spiel hat.«

Er spielte mit seinem Amulett, das an einer silbernen Kette hing. Kein Mensch konnte ihm ansehen, welche Parakräfte in ihm schlummerten. Einmal voll entfesselt, widerstanden sie der Macht des Teuflischen. Doch dieses Amulett war mehr als ein Schutz gegen die Kräfte der schwarzen Magie, es war zugleich das ewig Wachsame, das sofort Alarm schlug, wenn die Abgründe der Unterwelt sich auftaten und versuchten, ihn anzugreifen.

Zamorra fuhr fort: »Nehmt Kontakt mit dem Privatdetektiv Emilio Bruttera auf. Die Adresse müßte im Telefonbuch zu finden sein. So, und das wär's für heute.«

»Und was machst du?« wollte Bill Fleming wissen.

Zamorra schob sein Amulett wieder unter sein Oberhemd. »Was ich tun werde? Mein alter Freund Quinto hat mir die Namen von zwei florentinischen Bankiers genannt, die ebenfalls von Domdonar ihre Tips bezogen haben. Ich werde versuchen, mich mit ihnen zu unterhalten. Über unseren geheimnisvollen Hellseher. Dann treffen wir uns also um 20 Uhr herum im Speisesaal. Okay?«

***

Nicole Duval krauste ihre Nase und zog einen Flunsch.

Sie hatte wirklich Pech auf der ganzen Linie, denn sie hatte gerade erfahren, daß Ina Gumor auch nicht verheiratet war und allein das kleine Apartment in der Via da Vinci bewohnte, abgesehen von den häufig wechselnden ständigen Begleitern.

Nun suchte sie sich die Augen nach einem Taxi aus. Langsam ging sie die Straße entlang, hatte plötzlich abermals das Gefühl, scharf beobachtet zu werden, drehte sich um und stieß einen gellenden Schrei aus.

Eine schwarze Bestie, wie sie noch nie eine gesehen hatte, flog sie im wilden Sprung an. Feuerbahnen schossen aus dem weit aufgerissenen Rachen. Die Vorderläufe ausgestreckt, zeigten die messerlangen und ebenso scharfen Krallen auf Nicole. Nicole Duval, von unmenschlicher

Panik befallen, schlug instinktiv die Hände vor ihr Gesicht, als die Bestie schon gegen sie prallte und sie zu Boden riß.

Sie schlug hart mit dem Hinterkopf auf.

Der Himmel zerriß und spie explodierende Sonnen aus, die nach allen Seiten feuersprühend davonwirbelten. Diesem schauerlichen Feuerwerk folgte ein nachtschwarzer Abgrund, der nach ihr griff, sie zu fassen bekam und verschlang.

Sie nahm nicht mehr den immer größer werdenden Kreis Menschen wahr, der um sie herumstand und sich nicht erklären konnte, warum diese junge, so blendend aussehende junge Frau nach einem gellenden Aufschrei besinnungslos zusammengebrochen war.

Nicole Duval konnte diese Frage nicht beantworten.

Blicklos und starr schaute sie den wolkenlosen Himmel von Florenz an.

Ihr Atem war regelmäßig, aber schwach.

Die Sirene eines heranrasenden Krankenwagens wurde immer lauter.

Mit heulenden Pneus stoppte der Wagen. Ein Arzt im weißen Kittel sprang heraus, kniete neben Nicole, nahm die ersten Untersuchungen vor, störte sich an der gaffenden Menge nicht und starrte auf einmal die Leblose so an, als habe er ein Gespenst vor sich liegen.

Er fühlte wohl den Puls der jungen Frau, aber er konnte ihren Herzschlag nicht feststellen!

Panik drohte ihn zu erfassen.

»Schnell auf die Trage und in den Wagen!«

Der Unfallarzt zweifelte an seinem Verstand. Ihm ging alles nicht schnell genug, und er trieb den Fahrer und die beiden Krankenpfleger zur größten Eile an.

»Maske auf…! Sauerstoff! Los…! Schneller! Ich will von ihr ein EKG haben. Madonna, das gibt's doch nicht! Maledizione!« Den Fluch hätte er sich sparen können. Der automatische Schreiber des EKG's tuckerte schon und zeichnete das Diagramm auf. Der Dottore horchte schon bei Nicole wieder ab.

Immer noch kein Herzschlag!

Aber die Signora atmete doch!?

Der Arzt wischte sich den Schweiß von der Stirn. Der Türschlag knallte, Sekunden später raste der Wagen mit heulendem Martinshorn durch die engen Straßen von Florenz dem »Ospedale Meyer« an der Via Luca Giordano zu.

Acht Minuten später lag Nicole Duval auf dem Untersuchungstisch des Krankenhauses und wurde von vier Ärzten behandelt. Einer nach dem anderen blickte den Unfallarzt an.

Ein wenig mitleidig.

Der letzte Kollege hatte richtiges Mitleid mit ihm. »Kollege«, sagte er mit der sanften Stimme eines Vaters, der seinem mißratenen Sohn ein

letztes Mal Verzeihung gewähren will. »Wahrscheinlich waren Sie ein wenig nervös. Kommt ja vor. Na, nichts für ungut.«

Sie ließen den Unfallarzt mit Nicole Duval allein. Er beugte sich erneut über die Bewußtlose, horchte sie wieder ab und - vernahm keinen Herzschlag.

Aber der Puls ging, wenn auch schwach. Und das Diagramm des EKG hatte auch keine Störungen vermerkt. Der Arzt rannte zur Tür, stieß sie auf, traf auf einen Kollegen und schleppte ihn zu der besinnungslosen Frau.

»Versuchen Sie, ihren Herzschlag festzustellen, Kollege!«

Ein wenig verwundert kam der andere diesem seltsamen Anliegen nach, denn was war leichter, als das Schlagen des Herzens zu hören?

Als er sich wieder aufrichtete, sagte er leicht verärgert. »Was soll das? Ihr Herz schlägt ganz normal.«

Da wich der Unfallarzt von der Bewußtlosen zurück. Ihn kümmerte der Blick der beiden Ordensschwestern nicht. Unwillkürlich schlug er ein Kreuzzeichen, und dann schaute er sich um, als ob der Teufel in einer Ecke stehen und diabolisch grinsen würde.

Aber der stand nirgendwo.

Vom hohen Fenster her sagte er mit belegter Stimme: »Schaffen Sie die Frau auf die Station.«

»Wie heißt sie? Hatte sie keine Handtasche bei sich, Dottore?« erkundigte sich die junge Ordensschwester mit dem lieblichen Pfirsichgesicht, in dem ein Paar dunkle Augen reine Güte ausstrahlten.

Die Handtasche der bewußtlosen Frau war verschwunden.

Der Unfallarzt hing sich ans Telefon, bekam zwei der vier Kollegen an die Telefonangel, und beide bestätigten, daß neben der Frau eine sehr elegante Handtasche gelegen habe.

Die Tasche blieb verschwunden.

Auf der Unfallstation des »Ospedale A. Meyer« an der Via Luca Giordano lag eine namenlose Frau, die schwach atmete.

***

Bill hatte sich einen flotten Alfa vors Bristol stellen lassen. Die Wagenmiete und das Kilometergeld gingen zu Lasten Zamorras. Der war diesen Kummer gewöhnt, und warum sollte es in Florenz anders sein?

Detektiv Emilio Bruttera wohnte im neuen Teil der Stadt, nicht so schön wie in der antiken City, dafür aber luftiger. Mit seiner Detektei konnte nicht viel los sein. Das Mobiliar im leeren Wartezimmer war sperrmüllreif. Mit strahlendem Lächeln trat der südländisch aussehende Mann auf Bill Fleming zu, reichte ihm die Hand und begrüßte ihn mit der überschwenglichen Herzlichkeit eines Neapolitaners.

Bill ertrug es mit Fassung und kam zur Sache.

Bruttera wechselte die Gesichtsfarbe, kaum daß der Name Domdonar gefallen war.

Der Detektiv sprang auf, gestikulierte erregt, sprach noch erregter und gab klipp und klar zu verstehen, nichts, aber auch gar nichts mehr mit diesem Hellseher und seiner Kundschaft zu tun haben zu wollen.

Er wies Bill Fleming die Tür.

Der hat die Hose gestrichen voll! war der Eindruck des blonden Naturwissenschaftlers, und er ging kopfschüttelnd zu seinem Miet-Alfa. Bevor er den Gang einlegte, warf er einen Blick auf seine Uhr.

Es war Zeit, in die City zurückzufahren. In der Via Roma nahe dem Dom-Platz wollten er und Nicole sich treffen, um die nächsten Schritte zu besprechen, die getan werden mußten. Leerlauf oder Überschneiden wurde dadurch vermieden.

Im kleinen Café saß er vor seinem Espresso und wartete.

Nicole Duval kam nicht, und für Bill Fleming kein Anruf aus der Stadt, wie verabredet, wenn bei Nicole die Lage es nicht zuließ, ihren Treff einzuhalten.

Dann war sie seit einer Stunde überfällig, und der junge Kulturhistoriker begann, sich Sorgen um Zamorras Freundin zu machen.

Er trank den vierten Espresso, und dieses himmlische Gesöff brachte sein Herz zu heftigerem Schlagen.

Er kippte einen Grappa hinterher und hätte das halbwarme Getränk um ein Haar ausgespuckt.

Zum Weinen, daß die Italiener klare Schnäpse nie eiskalt servieren können! maulte er in Gedanken, aber der Grappa bremste das wilde Pochen seiner Pumpe. Ruhiger wurde Bill dadurch nicht.

Aber wo in Florenz sollte er Nicole suchen?

Er schlug sein Notizbuch auf, las die Namen der verschwundenen fünf Florentinerinnen und als letzten den Namen Ina Gumor und Straße und Hausnummer.

Der Stadtplan half ihm, die Straße zu finden. Dann stand er vor dem Apartmenthaus, was ihm nicht besonders behagte. An Ina Gumors Tür klingelte er lange. Niemand öffnete. Aber links davon. Eine Frau in mittleren Jahren streckte den Kopf durch den Türspalt.

Fleming erfuhr, was er wissen wollte.

Vor gut zwei Stunden hatte eine sehr elegante, junge Frau ebenfalls versucht, Ina Gumor zu sprechen.

Diese elegante Dame konnte nur Nicole gewesen sein.

Dann traf es Bill wie ein Faustschlag.

Auf der Straße zusammengebrochen? Im Wagen eines Notarztes abtransportiert worden?

Fleming vergaß sogar, sich zu bedanken, raste die Treppenstufen

hinunter, warf sich hinter das Steuer und startete. Das nächste Krankenhaus lag drei Ecken weiter. Befand Nicole sich darin nicht, wollte er von dort aus telefonisch seine Suche nach ihr betreiben.

Aber - Nicole bewußtlos auf der Straße zusammengebrochen?

Der machte doch die größte Hitze nichts aus. Darum kam ein Sonnenstich nicht in Frage. Ampel und rot!

Stoppen!

Grün kam, und Bill Fleming fuhr an, bog nach links ab und sah vor dem strahlenden Grün des kleinen Parks auf der linken Seite das Krankenhaus liegen.

Was ist denn mit mir los?

Was ist mit meinen Augen los?

Zwei Fragen auf einmal.

Alle senkrechten Linien der Häuser und Bäume waren nicht mehr konstant, schwangen sich nach rechts und links. Zwischen den Häuserlücken schossen nachtschwarze Schwaden heraus und verschlangen alles.

Von einem Augenblick zum anderen fraß die unheimliche Finsternis die ganze Straße auf.

Bill Fleming fuhr mit seinem Alfa in dieses dunkle Loch hinein.

Er hörte sich noch aufschreien.

Dann war alles vorbei…

***

Der Primär der Unfallstation blieb am Bett der unbekannten Bewußtlosen wie angewurzelt stehen, riß sich im nächsten Moment herum und schnauzte die ihn begleitenden Assistenzärzte an: »Sieht denn keiner, was mit dieser Frau los ist? Das ist kein Fall für meine Station. Die gehört in die Hände von Psychiatern. Die spielt ihre Bewußtlosigkeit nur… Na, Tebaldi, beginnen Sie mit der Untersuchung, und versuchen Sie festzustellen, ob ich recht habe! Prego!«

Der junge Mediziner, der erst vor drei Monaten sein Staatsexamen gemacht hatte, trat an das Bett und begann seine Untersuchungen unter den strengen Blicken seines Oberarztes. Die drei Ordensschwestern, die den Primär und seinen Anhang bei der Visite wie üblich begleiteten, traten ein wenig vor, weil sie auf einmal den gleichen Verdacht hatten, wie ihn der Oberarzt eben ausgesprochen hatte.

»Ja, Dottore Emmanuele, sie simuliert. Diese Frau ist eindeutig bei Bewußtsein, aber sie versucht, es uns nicht zu zeigen.«

»Und woran haben Sie das erkannt, Tebaldi?« wollte der Primär Emmanuele wissen, und ein Fachgespräch begann.

Es endete mit der knappen Entscheidung: »Schwester Pia, sorgen Sie

dafür, daß die Person in die ›Psichiatria San Agnese‹ geschafft wird.«

Eine knappe halbe Stunde war Nicole Duval in einem Krankenwagen zur Irrenanstalt »San Agnese« unterwegs.

Sie wußte, wohin sie gebracht wurde.

Sie hörte alles, sah alles und verstand alles, nur war sie nicht in der Lage, es zu zeigen, und sie konnte sich nicht erklären, durch welche Umstände sie ins Krankenhaus eingeliefert worden war.

Als sich die Tore der Irrenanstalt von Florenz hinter ihr schlossen, war sie der Verzweiflung nahe, denn wer sollte sie finden?

Sie, die Namenlose… die Hilflose…

***

Domdonar schloß die Augen und lehnte sich ein wenig zurück.

Das Kobaltblau im Seance-Raum pulsierte immer stärker. Es zeigte auf, welche unheimlichen Schwingungen sich hier austobten. Der weiche Strahlenkranz um Armlehnen und Rückenstützen der Sessel wurde zu einem harten Leuchten. Aus den dunklen Ecken schienen Kälte und der Geruch von Schwefel und Phosphor zu kriechen. Das Duftaroma der Hölle begann, sich um den Hellseher herum auszubreiten.

Er streckte die Arme, ballte die Hände, öffnete die Fäuste wieder, doch die Finger blieben dann in Krallenstellung stehen.

Das Gesicht Domdonars tauchte aus dem fürchterlichen Kaltblau auf.

Weiß und bleich zugleich.

Diabolisch das irisierende Feuer in den dunklen Augen, die die Kobaltbläue überstrahlten. Der Geruch von Schwefel und Phosphor wurde stärker, die Kälte auch. Die Wände begannen zu stöhnen, zu wimmern. Das knöcherne Sprechen von Verdammten wurde laut. Es umschloß den Hellseher, der sich langsam vom thronartigen Sessel erhob, die Hände in Richtung des nachtschwarzen Bodens stieß und dann dreimal kurz hinteinander ausrief: »Thremedar! Thremedur! Thremedon!«

Die Welt schien in einer Orgie greller Blitze auseinanderzufliegen. Ein Donnergrollen, wie es noch niemand erlebt hatte, brüllte los. Im Inferno stand der überschlanke Domdonar unbeweglich und lauschend zugleich.

»Thremedon…!«

Aus dem Donnergrollen und dem Rasen der Blitze schob es sich lautlos und grinsend heran.

Fratzen der Finsternis umgaben den Hellseher.

Fratzen, die lebten! Fratzen, die sprachen. Mit Domdonar! Aber in einer Sprache, die kein Erdenbürger verstand.

Er schien die Fratzen nicht zu sehen, und er schien ihr Sprechen nicht zu hören.

»Zamorra…!« stieß er aus und wiederholte den Namen des Parapsychologen noch zwei weitere Male.

Die Fratzen um ihn herum, Dämonengesichter, heulten jedesmal schauerlich auf, wenn er den Namen ausstieß. Sie drängten sich näher an Domdonar heran, als wollten sie ein Lob von ihm hören.

Der Hellseher hatte nur Flüche für sie übrig. Flüche in einer unverständlichen Sprache.

Als ob von innen her bestialische Kräfte versuchten, die Fratzen auszuhöhlen und auszusaugen, sie heulten in tierischem Wimmern auf, wanden sich im freien Schweben, wurden im Regen der grellen Blitze und im ununterbrochen anhaltenden Donnergrollen kleiner und kleiner, um plötzlich zu verschwinden.

Wie ein Irrer begann Domdonar schallend zu lachen, und wie ein Irrer stieß er nun in einem fort den Namen des Professors aus.

»Zamorra…! Zamorra…! Zamorra…«

Das Donnern verhallte, der gräßliche Regen aus grellen Blitzen verschwand, Domdonar ließ sich in seinen thronähnlichen Sessel fallen und schrie noch einmal: »Thremedon…!«

Dann gab es Domdonar nicht mehr.

Der Seance-Raum lag nicht mehr im kobaltblauen Dunkel.

Tageslicht fiel durch das schmale, aber hohe Fenster herein. Es zeigte einen Palazzo auf der anderen Straßenseite.

Die Lehnen der beiden Sessel irisierten nicht mehr im gespenstischen Licht.

Ein Raum wie tausend andere in Florenz lag im Tageslicht.

Zwischen den beiden Sesseln stand ein kleiner, auffallend niedriger Tisch mit einer mattpolierten Platte. Darauf lagen Lire-Scheine. Zehntausender. Sie waren nicht vergangen wie Domdonar.

Von ihm gab es keine Spur mehr.

***

Der Wagen der »Polizia stradale« hatte im Stadtkern von Florenz nichts zu suchen, aber jedesmal, wenn Arturo Trifallini in die Nähe von Florenz kam, konnte er es sich nicht verkneifen, schnell mal in die Via del Popolo zu fahren, um seiner süßen Marisa Guten Tag zu sagen, obwohl es deren strenge Großmutter, bei der sie lebte, nicht gern sah. Die Nonna mochte keine Brigadieri der Polizei und wenn sie noch so gut aussahen wie Arturo.

Gerade darum traute sie ihm nicht.

Sie hatte ihn in Verdacht, daß er in jeder Stadt zwischen Milano und Roma ein Mädchen hatte, um dort kurz in den Hafen einlaufen zu können.

Wie sehr sie recht hatte mit ihrem Verdacht, ahnte Marisas Großmutter nicht.

Brigadiere Arturo Trifallini dachte nur an Marisa. Für Großmütter hatte er noch nie geschwärmt, sondern stets nur für knackige Ragazzis, und solch ein Mädchen war seine Marisa.

Carabiniere Luigi Mente hatte für Arturos Eskapaden nicht viel übrig.

Er fuhr den Streifenwagen. Er knurrte: »Eines Tages fallen wir wegen deiner verdammten Weibergeschichten noch auf den Bauch und werden zur Strafe zu den Aposteln geschickt.«

Die waren zur Zeit des Herrn nur zu Fuß gegangen.

Arturo lachte und winkte ab. Wer sollte ihnen an den Karren pinkeln können? Kollegen? Die hatten doch auch alle Dreck am Stecken.

Luigi Mente kurvte nach rechts in die Via dell'Aretino. Dieser Klassiker der Renaissance hatte eines der berühmtesten Pornobücher geschrieben.

Arturo dachte nicht an Porno, sondern an seine Marisa.

Da ging Luigi Mente auf die Bremse.

»Hostia«, fluchte er und schrie Trifallini an, »steht der Schlitten so saublöd, oder ist der Wagen gegen die Hauswand gedonnert?«

Dann hatte er seinen Wagen zum Stehen gebracht und sprang heraus. Ihm auf dem Fuß folgte Arturo Trifallini. Sie liefen auf das Auto zu, das mit seinem Vorderteil auf dem Bürgersteig stand, mit der Stoßstange aber gegen die Palazzowand gekracht war.

»Himmel, da liegt ja ein Mann drin«, stieß Luigi Mente aus, und nun sah Arturo Trifallini ihn auch.

Ein Mann, der hinter dem Lenkrad zusammengebrochen war und sich nicht mehr rührte…

***

Zamorra war nur mit einem der beiden Bankiers ins Gespräch gekommen, die sich bei Domdonar einen Spekulationstip geholt hatten.

Für bare Hunderttausend.

Aber der Professor hatte nicht viel erfahren. Der Bankier war nicht einmal willens gewesen, ihm zu erzählen, wie die Sitzung bei Domdonar abgelaufen war. Zamorra hatte so getan, als ob er diese Zurückhaltung nicht bemerke. Er befand sich schon auf dem Weg zur Tür, als er dicht davor stehenblieb, sich überraschend schnell umdrehte, den Bankier voll anblickte und fragte: »Haben Sie zugestimmt, sich an Domdonars Millionen-Spekulationsgeschäften zu beteiligen?«

Wie er zu dieser Frage gekommen war, konnte sich der Professor auch jetzt nicht beantworten, als er sich auf dem Weg zu Domdonar befand. Den Bankier hatte er vor zehn Minuten verlassen. Einen völlig überraschten, verwirrten Geldmann, der in seiner Verblüffung die törichte und alles aussagende Frage gestellt hatte: »Wie kommen Sie

dazu, das zu fragen, und wer hat Ihnen das verraten?«

Wie Bill Fleming hatte sich Zamorra über ihr Hotel »Bristol« auch einen flotten Alfa gemietet. Unentwegt mußte er an diesen geheimnisvollen Domdonar denken, der mit den teuflischen Mächten der Finsternis eng in Verbindung stand.

Lieferten ihm die Dämonen der Tiefe diese Banktips, mit denen man Abermillionen scheffeln konnte, ohne einen Finger zu rühren?

Und zu welchem Zweck raffte Domdonar soviel Geld zusammen? Was steckte hinter dessen Gier, Millionen auf Millionen zu häufen, um nie genug zu bekommen?

Stimmen meine Vermutungen überhaupt? fragte der Professor sich in Gedanken und bog nach links in die Via dell'Aretino ein. Vergaloppiere ich mich nicht mit meinen Überlegungen?

Ein furchtbarer Stoß schleuderte ihn nach vorn. Mit der vollen Breite seines Brustkorbes krachte er gegen das Lenkrad, das unter diesem Aufprall zerbrach. Sein Alfa, der gegen ein Hindernis geprallt war, das nicht zu sehen gewesen war, flog nach rechts und wurde von der Außenwand eines ehrwürdigen Palazzos brutal abgebremst. Glas und Metall splitterten, knirschten und schrien, und Zamorra fühlte unsichtbare Glutwellen durch die zerfetzte Windschutzscheibe in den Wagen dringen.

Das Amulett auf seiner Brust drohte, ihn zu verbrennen!

Die Finsternis der Tiefe hatte am hellichten Tag mitten in Florenz zugeschlagen!

Der Parapsychologe versuchte, an sein glühendes Amulett unter dem Oberhemd zu kommen, aber vom Aufprall gelähmt, konnte er nicht einmal seine Finger bewegen.

Die teuflischen Hitzewellen krochen aus allen Richtungen heran und versuchten, ihn zu verbrennen. Das magische Schutzfeld um ihn herum, vom Amulett geschaffen, drohte zusammenzubrechen. Zamorra war sich klar, daß er in wenigen Sekunden verloren und ein Opfer der Dämonen werden würde, wenn es ihm nicht gelang, an seinen Zauberschutz zu kommen, um ihn diesen tückischen Gewalten entgegenzuhalten.

Da hörte er, wie die Seitenscheiben seines Wagens unter den höllischen Hitzewellen zersprangen.

Sie brüllten auf und stürzten sich wie ein Raubtier über ihn. Verzweifelt schnappte er nach Luft und sog nur mörderische Gluten in die Lungen. Formlose Schatten spie sein gemartertes Gehirn aus. Teufelspranken mit Raubtierkrallen griffen nach ihm und seinem Verstand. Er sah seinen Alfa schräg auf dem Bürgersteig stehen. Er sah die Hauswand des Palazzos, gegen das er mit seinem Untersatz geprallt war.

Er sah, wie sich alles auflöste, und dann gab es für ihn, Professor

Zamorra, nichts mehr.

Im Vergehen dachte er an Domdonar, aber er besaß keine Kraft mehr, ihn zu verfluchen.

Als er hinter dem zerbrochenen Lenkrad zusammenfiel, bog ein Streifenwagen der Polizia stradale von rechts kommend in die Via dell'Aretino ein…

***

Die Stadtpolizei von Firenze hatte ihren Fahrzeugpark schlicht mit dem Wort »Polizia« beschriftet.

In Wagen »Arno-8« meldete sich das Funktelefon. Der Carabiniere Sosti hob ab, meldete sich.

»Ein Streifenwagen der Straßenpolizei in der Via dell'Aretino? Was tut der denn in der Stadt?«

Der Beamte in der Funkzentrale fauchte ihn drahtlos an. Er solle Kurs auf die Via dell'Aretino nehmen.

»Arno-8« nahm Kurs und kam an.

Von der Besatzung des Streifenwagens der Polizia stradale war weit und breit keine Spur zu sehen und ebensowenig von dem Fahrer, der seinen flotten Alfa gegen die Hauswand eines alten Palazzos gedonnert hatte.

Zwei ältere Frauen, weit in die siebzig, meldeten sich als einzige Zeugen.

Sie wollten gesehen haben, wie aus dem Streifenwagen zwei Brigadieri gesprungen seien und auf den verunglückten Wagen zugelaufen wären. Ja, und dann - dann wären sie plötzlich nicht mehr zu sehen gewesen.

Carabiniere Sosti wurde unfein und fauchte die beiden Mütterchen an: »Wollen Sie mir vielleicht erzählen, die Brigadieri hätten sich in Luft aufgelöst?«

Da sagte die eine verschüchtert: »Genauso sah es aus, Signore carabiniere.«

Sosti holte tief Luft. »Wie genau sah es aus, Nonna?«

Die eine sah die andere an, dann faßte sich die jüngere ein Herz und erwiderte so leise, daß der Polizeibeamte sie kaum verstehen konnte: »Beide Brigadieri liefen auf den Wagen vor der Wand zu. Der eine rechts und der andere an der linken Seite, und der Brigadiere, der den Stradale-Wagen gefahren hatte, der schrie auf einmal, als er dicht bei dem anderen Auto war: ›Himmel, da liegt ja ein Mann drin!‹ Der andere trat näher, nickte noch und dann… ja, und dann…«

»Was, und dann, Nonna?«

Die alte Frau ließ es sich gefallen, Großmutter genannt zu werden, obwohl sie keine Enkel hatte.

»Dann flimmerte es um die beiden Brigadieri herum. Ich meine, es ist

plötzlich ringsherum so eigenartig heiß geworden, und dann waren sie verschwunden. Einfach so. Einfach nicht mehr da. Und im Wagen lag auch kein Mann. Der war leer. Ich hab' doch nachgesehen. Und dann erst kamen all die anderen hier. Außer uns hat keiner was gesehen…«

Sosti machte wortlos auf der Stelle kehrt und sagte zu seinem Kollegen: »Die beiden alten Weiber spinnen. Die wollen gesehen haben, wie unsere Kumpels von der Straßenpolizei sich in Luft aufgelöst haben. Idiotisch. Wenn wir das durchgeben, schickt man dich und mich zu den Aposteln.«

»Und was sollen und wollen wir nun melden, Sosti?«

Der kratzte sich den Kopf. »Hast du keinen Vorschlag? Ach, merda! Ich gebe durch, daß wir keine Spur von der Wagenbesatzung und dem Alfa-Fahrer fänden. Wahrscheinlich lägen alle drei schon auf einer Trage und wären unterwegs zu einem Krankenhaus.«

Damit war der andere nicht einverstanden. »Die Kumpels auch? Wie das? Deren Schlitten ist doch nicht kaputt.«

»Aber sie sind nicht da. Oder willst du was von dem Geschwätz der Alten durchgeben? Ich nicht!«

Der andere auch nicht. Die Polizei-Zentrale gab sich damit nicht zufrieden. »Wir haben uns erkundigt. Der Wagen von der Stradale hatte keinen Auftrag, in die Stadt zu fahren. Die beiden Kollegen müssen hinter einem fetten Fisch hergewesen sein. Haltet die Augen offen! Sucht sie! Wir suchen den Alfa-Fahrer. Mann, Sosti, die können sich doch nicht in Luft aufgelöst haben.«

Um ein Haar hätte ihm Sosti gesagt: »Mann, du hast ja keine blasse Ahnung…«

Woher sollte der Kollege im Funk-Tower der Florentiner Polizei so etwas auch ahnen?

***

Bill Fleming war im »Manicomio provinciale« gelandet. Einem Irrenhaus.

»Amerikaner?« fragte Doktor Pignatari und betrachtete den Mann auf der Trage, die abgestellt neben der Tür zur Aufnahme stand. Der blonde Mann aus den Staaten schien kein Fall für die »geschlossene« Abteilung zu sein, eher einer der harmlosen Fälle, die in einem halben oder ganzen Jahr ausgeheilt waren.

Pignatari blätterte die drei Formulare durch.

In zwei Krankenhäusern hatte man von dem Amerikaner nichts wissen wollen. Im dritten hatte man ihn endlich untersucht.

Diagnose: Reif für die Klapsmühle mit Verdacht auf Drogenmißbrauch. Krankheitsbild nicht klar erkennbar.

Das wurde es auch für Dottore Pignatari nicht, als Mr. Bill Fleming auf dem kühlen Untersuchungstisch lag, alles hörte, alles verstand,

aber nicht in der Lage war, die Augen zu öffnen.

Was ist mit mir geschehen? fragte er sich in Gedanken und konnte nicht einmal den kleinen Finger bewegen.

Was hat man mit mir angestellt? Woher kam auf einmal das riesengroße schwarze Loch, in das ich mit meinen Alfa gestürzt bin?

Er verstand, was man den beiden Ärzten zurief, die ihn untersuchten.

Zwei neue Fälle, über die blitzschnell entschieden werden mußte, riefen sie ab.

»Doch geschlossene Abteilung, Schwester!« bestimmte Dottore Pignatari. »Ich schaue mir den Amerikaner heute abend bei der Visite noch einmal gründlich an.«

In Bill Fleming tobte maßloser Zorn. Die Ohnmacht, seine Lage nicht ändern zu können, ließ ihn fast den Verstand verlieren.

Er war kein Fall für eine geschlossene Abteilung. Er war überhaupt kein Fall für ein Irrenhaus. Er gehörte in die Hände eines Psychiaters, der viel, aber sehr viel von Hypnose verstand.

Er war manipuliert worden.

Er war… und da schoß ihm der Name Domdonar durch den Kopf, und mit grausamer Deutlichkeit erkannte er, wer allein ihn in diese Lage gebracht haben konnte.

Dieser Hellseher aus Rom, von dem kein Mensch genau sagen konnte, woher er wirklich stammte.

Als Bill Fleming aus dem Untersuchungsraum hinausgetragen wurde, hörte er diesen Doktor Pignatari sagen: »Schwester, hängen Sie den Amerikaner an den Tropf. Die US-Botschaft soll uns später nicht sagen, wir hätten den Boy nicht richtig ernährt.«

Das auch noch! fluchte Fleming in Gedanken. Künstliche Ernährung! Zur Hölle, wie lange soll ich denn in dieser italienischen Klapsmühle bleiben?

Dann fuhr ihn der Lift bis in den Tiefkeller, und über den unterirdischen Gang wurde er auf einem schlechtgefederten Krankenwagen zur geschlossenen Anstalt gefahren.

***

Professor Zamorra öffnete die Augen und schloß sie wieder.

Ich träume! dachte er. Ich träume von diesem Domdonar! Im Traum grinst mich dieser Kerl an.

Er öffnete die Augen abermals und sah ein zweites Mal das diabolische Grinsen des Hellsehers.

»Zamorra…?« spie der ihm seinen Namen entgegen, und in großen, unnatürlich weit aufgerissenen Augen flackerten die Irrlichter der Finsternis.

Der Professor fühlte das Amulett auf seiner Brust wärmer und wärmer werden, aber er, der hilflos auf stinkendem Boden lag, wagte

nicht, danach zu greifen. Ein Instinkt sagte ihm, jetzt nicht bei dem Wunderwerk des großen Magiers Merlin Schutz zu suchen. Aber er wollte diese Fratze nicht hautnah vor seinem Gesicht sehen.

»Du bist in meiner Gewalt, Zamorra!« höhnte ihn Domdonar an. »Du bist mir ausgeliefert und kannst mir nicht mehr gefährlich werden…« Er drehte sich um und schrie einen Befehl.

In Altgriechisch, wie es zu Zeiten des antiken Athens gesprochen wurde, als Hellas noch das Zentrum der Welt war.

Schafft ihn hinaus! Werft ihn ins Verlies! hatte Domdonar befohlen, und im nächsten Augenblick sah Zamorra vier Männer in einer Kleidung, die ihm verriet, daß er nach dem magischen Überfall in Florenz in der Antike angekommen war.

Man riß ihn hoch, schlug ihm ins Gesicht, er hörte das widerliche Lachen des Hellsehers, erkannte nun auch, daß der eine kostbare, seidendurchwirkte Toga trug, und dann stieß man ihn mit brutalen Faustschlägen aus dem Raum, in dem es so erbärmlich stank.

Er fiel über die eigenen Beine.

Ein dreispänniger Wagen raste dicht an ihm vorbei, und auf dem Bock stand ein Mann mit einem Brustpanzer und einem Helm auf dem Kopf. Er schwang die Peitsche und ließ die Riemen auf den Rücken der gepeinigten Pferde knallen. Im Stampfen der Räder hörte Zamorra den herausfordernden Ruf: »Platz für den Centurio! Macht Platz, ihr Hunde!«

Und er vernahm es in Latein!

Zamorra wurde wieder auf die Beine gestellt. Zwei Kurzschwerter, deren Klingen im grellen Sonnenlicht glänzten, bedrohten ihn. Auf der anderen Straßenseite standen gaffende Frauen und Kinder, eingehüllt in Gewänder, wie sie zur Zeit der Caesaren Mode war.

»Lauf schneller, du Hund!« schrie man ihn von rechts an.

Er knickte in einem Schlagloch der Straße, die aus breiten, grob gehauenen Quadern gefertigt war, um, schrie verhalten auf und kam erneut zu Fall.

Der metallene Knauf eines Kurzschwertes schmetterte gegen seinen Kopf und raubte ihm das Bewußtsein. Der Professor nahm nicht mehr wahr, daß er wie ein Sack über die Straße zu einem Karren geschleift wurde. Dort warf man ihn auf die Ladefläche. Ein Mann nahm die Zügel in die Hand, und dann zog der klapprige Gaul ab, vorbei an Männern, Frauen und Kindern, die verwundert die Ladung anstarrten, weil sie noch nie einen Menschen gesehen hatten, der so seltsam gekleidet war.

Vor einem Gebäude, das mehr nach einem Getreidespeicher als nach einem Wohnhaus aussah, hielt der Karren. Der Mann, der die Zügel gehalten hatte, drehte sie um einen hölzernen Knopf des Wagens, trat zum Tor und ließ den bronzenen Klöppel gegen die schimmernde

Platte auf dem dunklen Türholz fallen.

Das zweiflügelige Tor wurde geöffnet, der Karren mit seiner Ladung verschwand auf einem Hof, und der Mann, der wieder die Zügel hielt, sagte den drei Sklaven, die unter dem breiten Laubengang hervorstürmten: »Schafft ihn ins Verlies! Aber in das kleine.«

Dann schaute er zu, wie man den Fremden vom Karren herunter auf den steinernen Hofboden warf und anschließend ins Haus mit den kleinen Fenstern schleppte, die alle zum Innenhof lagen.

Er hatte seine Aufgabe erfüllt, packte nach dem Zaumzeug, drehte Pferd und Karren und fuhr wieder hinaus auf die Straße. Über den besinnungslosen Mann in der fremdartigen Kleidung machte er sich keine weiteren Gedanken.

Der Herr hatte nicht gerne Männer um sich herum, die sich allzuviel Gedanken machten. Ihm waren Diener und Helfer, die auf jeden Befehl hin fest zupackten und taten, was er wollte, lieber.

***

Der nagende Biß einer Ratte brachte Professor Zamorra wieder voll ins Bewußtsein zurück. Mit der Faust schleuderte er das widerliche Tier fort. Mühsam und unter Schmerzen richtete er sich auf. Die Dunkelheit, die ihn umgab, besagte nichts Gutes. Der unbeschreibliche Gestank verriet ihm, in einem üblen Loch zu stecken. Automatisch glitt seine Hand über die Brust, und unter dem Hemd fühlte er das Amulett, das in alten Zeiten der große Magier gefertigt hatte.

Die Wand, gegen die er lehnte, war felsig und naß. Daran tastete er sich weiter, berührte in der Dunkelheit eine Tür und suchte nach einem Türgriff und nach den Türangeln. Die Fugen, die er entdeckte, waren nicht einmal so breit, daß er die Fingerkuppen hineinbringen konnte. Er preßte ein Ohr gegen das Holz und lauschte. Auf der anderen Seite der Tür mußte absolute Stille herrschen, denn er vernahm keinen Ton.

Ratten liefen über seine Füße. Schwere, fette Ratten, die ihr Gewicht besaßen. Er trat auf gut Glück nach ihnen und erwischte eine. Ihr Quieken hörte er gern, aber eine Sekunde später hatte er dieses vierbeinige Ungeziefer vergessen.

Er befand sich in einem Loch, in einem Verlies, und - was seine Lage so gefährlich machte - er befand sich in der Gewalt dieses Domdonars. Daß er sich in der Antike aufhielt, irgendwo im alten Imperium Romanum, war im Moment von zweitrangiger Bedeutung. Ihm machte dieser Domdonar Sorgen, der es mit seinen magischen Kräften verstand, die Jahrhunderte zu wechseln wie andere ihre Hemden. Domdonar hatte ihm mitten in Florenz und am hellen Tag die Mächte der Finsternis geschickt und ihn in seinem gemieteten Alfa gegen ein unsichtbares Hindernis prallen lassen, durch das sein Wagen gegen die

Hauswand eines altehrwürdigen Palazzos geschleudert worden war. Er glaubte, die mörderischen Gluten wieder in seiner Lunge zu spüren, und atmete unbewußt tiefer ein.

Er hatte immer noch nichts auf der anderen Seite der Tür gehört. Darum wurde er von ihrem Öffnen überrascht, und er fiel zwei breitschultrigen Männern, die in schmutziggrauen Kitteln steckten, vor die Füße.

Sie sprangen mit ihm um, als wäre er ein Stück Dreck. Zamorra verdankte es nur ihren Sandalen, daß ihm der Fußtritt nicht das Schulterblatt zertrümmerte. Er war nicht in der Lage, den rasenden Schmerz zu verbeißen, und schrie gellend auf. In seiner Qual hörte er jedoch einen Dritten in griechischer Sprache sagen: »Schlagt ihn nicht ganz tot, denn der hohe Herr will ihn erst noch einmal sprechen.«

Die beiden Sklaven, die ihn so unmenschlich behandelt hatten, stammten aus dem tiefen Afrika. Ihr Haar war kraus, die Lippen stark aufgeworfen und erstaunlich klein ihre Nasen. Der Professor war sich sicher, diese Gesichter nie wieder zu vergessen, aber wieso beherrschten die Sklaven anstelle von Latein das alte Griechisch?

Man stieß ihn eine steinerne Treppe hinauf. Dabei bekam er den dritten Mann zu Gesicht, der ihn mißtrauisch musterte. Sein Gewand war gepflegt, und der breitgewirkte rote Streifen strahlte.

»Woher kommst du?« fragte er Zamorra auf griechisch.

Der Professor schwieg, er wollte den anderen zwingen, seine Frage in Latein zu wiederholen. Und da kam sie auch schon.

Zamorra beeilte sich, sofort zu antworten. »Ich komme aus Etrusci«, sagte er und damit nicht einmal die Unwahrheit, denn Florenz und sein Toscana lagen im ehemaligen Etruskerland.

»Wieso wagst du es, die gleiche Kleidung zu tragen, wie es nur der hohe Herr darf?«

»Viele in Etrusci gehen der neuesten Mode nach so gekleidet wie ich«, versuchte der Parapsychologe, den Fall herunterzuspielen. Er hatte einen Laubengang erreicht und blinzelte ins grelle Sonnenlicht. Durfte er es wagen, eine Frage zu stellen?

Er durfte es nicht. Der Mann in der gepflegten Kleidung schrie die Sklaven an: »Stopft diesem unbotmäßigen Hund das Maul!«

Zamorra nahm dem Schlag die volle Wirkung, indem er den Kopf zurückriß, dennoch schmerzte es. Er taumelte leicht, wurde vorwärtsgestoßen und sah dann den Karren, auf den man ihn verlud und darauf festband. Wieder wurde das Hoftor geöffnet, und dann rollte der mit einem Pferd bespannte Karren über die holprige Straße, aber nicht in die Richtung zurück, aus der man ihn herbeigeschafft hatte, sondern in die entgegengesetzte.

Er befand sich nun allein unter der Kontrolle der schwarzen Sklaven, die sich in griechisch unterhielten. Wahrscheinlich waren sie der

Ansicht, ihr Gefangener würde diese Sprache nicht beherrschen, hatten sie den Professor doch nur in Latein reden hören.

»Gewiß wird der hohe Herr diesen Gefangenen den drei Krallen der Finsternis opfern, die ihm den Hals bis zur Luftröhre ausreißen werden.«

»Oder seinen fünf Löwen zum Fraß vorwerfen. Du weißt, manchmal liebt der hohe Herr solche Spiele, besonders wenn junge Mädchen bei ihm sind.«

Das waren phantastische Aussichten. Domdonar schien ein Ausbund der Hölle zu sein.

Dann lag der Ort hinter ihnen. In der Bauchlage konnte Zamorra nicht viel sehen, doch was er erspähte, zeigte ihm ein Land voller Naturschönheiten. Es paßte zu dem einmalig schönen milden Wetter.

Nur die Lederriemen schnitten immer tiefer in Zamorras Fleisch, und der Blutstau begann zu schmerzen. Dauerte die Fahrt sehr lange, dann konnte sie ihn das Leben kosten.

Hufschlag klang auf. Wenig später ritt eine Schar Männer vorbei. Natürlich wurde jeder Reiter auf den Mann in der fremdartigen Kleidung aufmerksam. Fragen prasselten auf die beiden Sklaven herab, die sich bemühten, jede zu beantworten.

Der Name »phlegräische Felder« fiel und dann der zweite: »Puteoli«. Im gleichen Moment wußte der Professor, in welchem Landstrich des Imperium Romanum er sich befand, im alten von Griechen besiedelten Kampanien, das nach der Eroberung durch die Römer »Regio felix« genannt wurde - das glückliche Land.

Daher auch die Zweisprachigkeit der einfachen Bevölkerung.

Und diese Regio felix wurde vom guten alten Vesuv bewacht, der weit über den Golf von Neapel blicken konnte.

Herculaneum und Pompeji waren nicht weit.

Die Reiterschar war längst verschwunden, der Karren holperte auffallend schnell über die gepflasterte Straße. Der Blutstau in Zamorras Gliedmaßen war zu einer Schmerzorgie geworden, und ihm war klar, daß bald sein Kreislauf einen Kollaps erleben würde, wenn ihm die Fesseln nicht gelockert werden würden.

Plötzlich begann sich sein Amulett auf der Brust zu erwärmen.

Das Pferd hatte seine Gangart verlangsamt.

Die beiden schwarzen Sklaven auf dem primitiven Kutschbock flüsterten miteinander. Der Professor konnte jedoch nichts verstehen. Ruckartig hielt der Karren. Zamorra fühlte, wie heiß die Sonne vom Himmel brannte. Er verdrehte den Kopf und versuchte, zum Kutschbock zu blicken. Das schaffte er nicht. Aber er spürte, wie beide Sklaven rechts und links absprangen, und dann hörte er sie auch schon davonlaufen.

Der Professor wäre keineswegs beunruhigt gewesen, wäre das

Amulett in den letzten dreißig Sekunden nicht noch heißer geworden.
Kräfte der Finsternis griffen nach ihm!
Das Amulett mit seiner unerklärlichen Wirkung verriet es ihm.
Er war fassungslos und bestürzt, als er den gellenden Aufschrei einer Frau hörte, und diese Frau kam immer neue Schreie ausstoßend seinem Karren näher.
Ihr Näherkommen erhitzte sein Amulett noch mehr. Es drohte, ihm unter seinem Hemd die Brust zu verbrennen. Er begann, seine Lage zu verfluchen, die ihn daran hinderte, den Kopf zu heben.
Am Klang der Schritte entdeckte er, daß dieses so schrecklich schreiende Weib nicht allein war. Drei oder vier andere Personen befanden sich in ihrer Begleitung.
»Schlagt ihm den Schädel ein!« verstand er.
Zamorra bekam nicht einmal Zeit, Angst zu empfinden.
Von dem Hieb, der seinen Kopf traf, nahm er nicht viel wahr. Auch nicht von der Tatsache, daß man ihm die Lederriemen durchschnitt.
Er konnte nicht in das hexenhafte Gesicht eines alten Weibes blicken, das ihn aus kohledunklen Augen wie eine Wahnsinnige anstarrte. Er hörte auch nicht ihre im Flüsterton gestellte Frage: »Mit welchen Dämonen der Unterwelt wollen uns die Luciferen denn jetzt schon wieder angreifen? Lebt dieses Ungeheuer aus dem Orkus noch oder ist es tot?«
»Das Ungeheuer lebt, Mater-Domina, denn Blut fließt aus seinem Kopf.«
»Schafft ihn auf mein Landgut, aber laßt mich nicht zu lange auf ihn warten. Und achtet darauf, daß euch die Luciferen die Beute nicht wieder abnehmen.«
Ihr Schritt verklang.
Blut rann aus Zamorras Schädel.
Das Pferd zog an, und der Karren rollte auf der gepflasterten Straße weiter.
Vom wolkenlos blauen Himmel brannte die Sonne. Irgendwo stand der gute, alte Vesuv und schaute sich das alles ungerührt an.
Er hatte schon so viel gesehen. Was war es denn schon, wenn man einem Menschen den Schädel einschlug?

***

Carabiniere Luigi Mente rieb sich schon wieder die Augen, mit denen einiges nicht stimmte.
Verdammt noch mal, dachte er, ich liege doch auf dem Bauch und sitze in keinem Freilichtkino und schaue mir einen historischen Film an. Ich mag diese alten Schinken sowieso nicht.
Nur brachte ihm das Fluchen nichts ein.
Er sah Historie und nicht wenig davon. Von der Kante des nackten

Felsplateaus, auf dem er und sein Kumpel Brigadiere Arturo Trifallini lagen, blickte er auf den Marktplatz eines Dorfes herunter. Auf dem bewegten sich Menschen und Fahrzeuge.

Stöhnend richtete sich Trifallini auf, blickte auch auf das Dorf und seinen Marktplatz herab, schüttelte den schmerzenden Kopf und fragte: »Waren wir eben nicht in der Via dell'Aretino, Luigi?«

»Kannst du mir ein einziges Auto zeigen?« kam Mente mit der Gegenfrage. »Wir sind auf einem Filmgelände gelandet.«

Trifallini drehte sich um, riß seine Augen weit auf und starrte den Vesuv an. Der qualmte prächtig. Die schwarze Wolke aus der Krateröffnung machte sich gut vor dem kitschigblauen Himmel.

Gerade als er Luigi auf den Vulkan aufmerksam machen wollte, hustete der Vesuv kräftig, und durch den warmen, klaren Tag Kampaniens rollte das dumpfe Grollen eines übelgelaunten qualmenden Berges.

Deshalb hörten die beiden nicht, wie sich sieben Soldaten des Castells XXXII unter der Führung von Quintus Horus auf sie stürzten. Schattengleich waren sie hinter den dichten Büschen aufgetaucht, die Kurzschwerter schlagklar in der Hand, warfen sie sich über die beiden Beamten der Polizia stradale, die nicht wußten, wie ihnen geschah.

»Seid ihr bescheuert?« schrie ihnen Mente zu, der immer noch an eine historische Filmszene glaubte. Und er glaubte, die Kurzschwerter seien aus dem Filmfundus. Als ihm die scharfe Klinge den linken Ärmel seiner Uniform aufschnitt und ihn leicht verletzte, überfiel ihn die Ahnung, vielleicht doch nicht auf einem Studiogelände zu sein.

Aber…?

Weiter kam er in seinen Überlegungen nicht. Er wurde herumgeschleudert. Drei Männer in der Tracht römischer Soldaten warfen sich auf ihn. Er ließ sich das nicht bieten und drosch mit nackten Fäusten drauflos, brachte auch zwei Treffer an, aber dann war es für ihn vorbei, und er bezog die schlimmsten Prügel seines Lebens.

Neben ihm schrie Trifallini. Von seinem Kameraden bekam er nichts zu sehen, denn er lag unter einem Trommelfeuer von gnadenlosen Schlägen. Mit dem Knauf der Kurzschwerter behandelten sie ihn auch. Er hörte Kommandos in einer Sprache, die ihm irgendwie vertraut klang, ohne zu begreifen, sie jeden Sonntag in der Kirche beim Hochamt vom Altar her zu hören, wenn er die Messe nicht schon wieder einmal schwänzte.

Man fesselte ihn. Er lag auf dem Bauch und kaute Sand und Gras. Er konnte nichts dagegen tun, daß man ihn ausplünderte. Mit dem Armbandverschluß seiner Uhr kam man nicht klar. Als man das Armband abriß, kugelte man ihm beinahe den Arm aus.

Er schrie wie ein Tier. Und er hörte Trifallini schreien.

Dem erging es keinen Deut besser als ihm, nur sprangen die Burschen

in den antiken Uniformen mit ihm noch brutaler um. Man riß ihm die Uniform vom Leib. Man trat ihm in die Seiten. Er blutete aus Nase und Mund. Erst ein barscher Befehl machte dieser Qual ein Ende. Jemand schnauzte ihn in einer Sprache an, die er nicht kannte. Ein Schlag in sein Gesicht trieb ihm die Tränen aus den Augen. Man riß ihn hoch und stellte ihn auf die Beine. Er trug nur noch seinen Slip.

Wie egal ihm das war.

Er wollte nur nicht länger geschlagen und getreten werden.

Und - er wollte weiterleben.

Ein höllischer Spaziergang nahm seinen Anfang. Mente erlebte das gleiche Schicksal, aber dem hatten die Ungeheuer wenigstens die Hose belassen, doch ebenfalls die Schuhe mit den stabilen Plastiksohlen ausgezogen.

Der Marsch zum Castell XXXII war eine Tortur.

»Luigi, verstehst du…?« Weiter kam Arturo Trifallini nicht. Ein Hieb mit dem Schwertknauf schlug ihm zwei der unteren Vorderzähne aus. Als die Schmerzen langsam abklangen, blickte er in grinsende Gesichter von Kerlen, die Kettenpanzerhemden trugen und deren kleine, kreisrunde Schilde im Sonnenlicht glänzten. Ober- und Unterschenkel waren durch metallene Schutzschienen vor Verletzungen abgesichert, aber primitiv waren die Sandalen und die Flechtriemen, die unter dem Wadenbeginn geknotet waren.

Diese Sandalen weckten in ihm Erinnerungen.

Römische Sandalen!

Sandalen, wie sie im alten Rom getragen wurden!

Aber wie kam er denn ins alte Rom? Er war eben doch noch in Florenz in der Via dell'Aretino gewesen.

Als sie um die Ecke bogen, dieses Paradies an blühenden Sträuchern und Bäumen verließen und sie vor sich die Palisaden eines römischen Castells erkannten, zweifelten sie an ihrem Verstand. Gleichzeitig begriffen beide, daß ihre Bewacher sich in lateinischer Sprache unterhielten, in demselben Latein, das ihnen ihr Don Fortunato jeden Sonntag in der Kirche beim Hochamt zu hören gab.

Sie betraten torkelnd den Innenhof des Castells. Ihre Fußsohlen bluteten, die Zehenspitzen auch. Ihr Gesicht war geschwollen, und sie konnten kaum noch aus den Augen sehen. Kräftige Fäuste packten sie. Man stieß sie durch einen niedrigen Torbogen. Sie mußten den Kopf einziehen, um nicht anzustoßen, und dann standen sie vor drei Männern, deren Uniform zu sehen eine Lust gewesen wäre - in einem historischen Film.

Jener Römer, der seinen sieben Soldaten Befehle erteilt hatte, machte den drei anderen Meldung - offensichtlich Offiziere. Mit angehaltenem Atem verfolgten Mente und Trifallini alles. Begreifen konnten sie überhaupt nichts. Wenn die Schmerzen nicht gewesen wären, sie

hätten geschworen, miserabel zu träumen.

Ihre gesamte Habe wurde vor den drei Offizieren ausgebreitet. Als einer die Uhr mit dem zerrissenen Armband betrachtete, zufällig auf den Knopf der Quarzuhr drückte und fast gleichzeitig die Leuchtzahlen aufflammten, ließ er sie mit einem Aufschrei des Entsetzens fallen. Fluchtartig wich er bis zur Wand zurück, stammelte seinen beiden Kameraden etwas zu, was die Polizeibeamten von der italienischen Straßenpolizei nicht verstanden, und dann verwandelte sich der erbärmlich ausgestattete, fast kahle Raum zu einem Irrenhaus.

Die drei Offiziere flohen, schrien dem Führer der siebenköpfigen Gruppe Befehle zu, und keine Minute später steckten Mente und Trifallini in einem lichtlosen Loch, in dem es stank, als ob darin seit Jahr und Tag alle erschlagenen Ratten verwest wären.

Doch diesen Gestank nahmen sie noch nicht wahr. Ein einziges Problem nahm die beiden Beamten der Polizia stradale voll und ganz in Anspruch.

»Luigi, kannst du mir sagen, wie wir ins alte Rom und zum Vesuv gekommen sind?«

»Sind wir das?« mißtraute Trifallini. »Hat man uns nicht was gespritzt, und wir träumen das alles?«

»Und deine beiden ausgeschlagenen Vorderzähne, Arturo? Träumst du das auch?«

Danach gab es keine Fragen mehr, und sie nahmen nun den grauenhaften Gestank in ihrem Verlies wahr.

Die Verzweiflung hatte die beiden Polizeibeamten übermannt.

***

Die jungen Brüste tanzten ununterbrochen vor Zamorras Augen, Sie waren und blieben Wirklichkeit. Die grellen Schmerzen in seinen Armen und Beinen aber auch. Er hatte einen Brummschädel, als ob er sämtliche Bistros von Paris in einem einzigen Zug durch die Gemeinde besucht hätte. Seine Gedanken liefen mit angezogener Handbremse. Aber das Bild blieb. Lieblich war dieser weiche Tanz anzusehen.

Aus weiter Ferne drang Griechisch an das Ohr des Parapsychologen; ein Griechisch, hätte es der alte Homer vernommen, er wäre davongelaufen. Dennoch verstand Zamorra, was gesprochen wurde.

Aber wer war diese Mater-Domina, von der die Rede war und das in größter Ehrfurcht?

Der Schreck vertrieb ihm das Brummen aus dem Kopf. Er sah die wippenden Brüste nicht mehr. Er hatte blitzschnell begriffen, in einem Zuber zu liegen und von drei jungen, nackten Sklavinnen gebadet zu werden. Und sie massierten ihn. Jedoch erhielt er keine Entspannungsmassage, sondern eine erstklassige Massage, um seinen Blutkreislauf wieder in Gang zu bekommen.

Mein Amulett ist verschwunden! stellte er entsetzt fest.

Merlins Wunderwerk unerklärlicher Parakunst, das von seinem Vorfahr Leonardo de Montagne auf ihn überkommen war, besaß er nicht mehr.

Im gleichen Moment mußte er an Domdonar und dessen unheimliche Teufelskräfte denken. Dieses Ungeheuer aus dem Imperium Romanum, das die Zeiten wechseln konnte wie andere die Hemden, hatte ihn kraft der Mächte der Finsternis aus dem modernen Florenz in die Antike Kampaniens geschleudert. Aber wieso wurde er jetzt gebadet, mit duftenden Flüssigkeiten eingerieben und massiert?

Mit einem Feind, den man wie die Pest haßte, gab man sich doch keine Mühe! Man wartete höchstens darauf zu sehen, wie er krepierte!

»Die Mater-Domina wartet darauf, daß der Fremde bald vor ihr auf den Knien liegt«, verstand Zamorra.

Mutter-Herrin?

Eine eigenartige Zusammensetzung zweier Begriffe.

Liebe und Strenge paßten nicht gut zusammen. In den meisten Fällen war das Resultat eine grauenhafte Steigerung der Strenge, und unwillkürlich mußte der Professor an den lieben Marquis de Sade denken.

Er blickte in die Gesichter von zwei Negersklavinnen und einem strohblonden Mädchen, dessen Heimat er nach Germanien verlegte. Ein Wunder, daß es noch seine langen, blonden Haare besaß, nach denen die Frauen des alten Roms wie verrückt hinterher waren und die alles anstellten, ihre dunkle Haarpracht den goldenen Schimmer germanischer Mädchenhaare zu verleihen. Die drei nackten Bademägde zitterten am ganzen Leib.

Sie hatten Angst vor ihm. Das war offensichtlich. Ihr Blick, der furchtsam hin- und herflog, verriet es ihm.

»Ihr braucht vor mir keine Angst zu haben«, sagte er ihnen auf griechisch, im Glauben, sie würden wie fast alle Bewohner Kampaniens griechisch als Muttersprache sprechen und das Latein erst an zweiter Stelle.

Die Blonde aus Germanien ließ den Topf mit Pottasche in den Zuber fallen und lief zur Tür des kleinen Badehauses. Die beiden Negerinnen starrten ihn wie einen Geist an, ließen seinen rechten Arm los, den sie gerade massiert hatten, und traten auch erschreckt zurück.

Hinter seinem Rücken hörte Zamorra die scharfe Stimme einer jungen Frau. Ein Leder pfiff durch die Luft, und dann sausten die Riemen einer Peitsche auf junge, nackte Rücken. Gellende Schreie erfüllten den heißen Dunst in dieser altgriechischen Badestube.

Zamorra vergaß sein Adamskostüm.

Er sprang auf, war mit dem nächsten Satz aus dem Zuber und warf sich dieser Megäre entgegen. Kein Laut drang über die Lippen des

Professors, als er der peitschenden Furie das Marterwerkzeug aus den Händen riß, das linke Knie hochnahm und den Stil über dem Knie zerbrach.

»Da…!« zischte er, als er die demolierten Peitschenteile in die Ecke warf, und ohne zu wissen, wie stark jetzt seine Augen leuchteten und wie drohend seine Gesichtszüge waren, ging er auf die etwa dreißigjährige Sklavenpeitscherin zu - ein Weib vom Format der Germania auf dem Niederwald-Denkmal und furchtlos wie eine furische Germanin.

Mit dem Zischen einer Viper warf sie sich mit ihrem gesamten Körpergewicht dem Professor entgegen, der von diesem Angriff überrascht wurde, denn damit hatte Zamorra nicht gerechnet. Gut hundert Kilo trafen ihn und schleuderten ihn zurück. Über den Zuber kam er zu Fall und stürzte rücklings in sein Badewasser. Mit dem Kopf schlug er auf der anderen Seite auf dem Rand des Zubers auf. Er sah Sterne und Sonnen im Himmel explodieren, er sah aber auch die schwergewichtige Furie sich auf ihn stürzen.

Am Fuß seines rechten Beines prallte sie auf. Zamorra rutschte mitsamt seinem Zuber quer durch die Badestube. Mit dem Hinterkopf krachte er gegen die gemauerte Wand. Neue platzende Sonnen und Sterne waren da, aber sie konnten ihm nicht das Bewußtsein rauben. Die Furie und ihr mörderischer Gesichtsausdruck bewahrten ihn davor, besinnungslos zu werden. Er zog beide Beine blitzschnell an und streckte sie wieder. Festgekeilt im Zuber, der hart an der Wand stand, verfügte der Professor über die besten Voraussetzungen, mit diesem weiblichen Schlagteufel fertig zu werden.

Sie mußte seinen Plan geahnt haben, wich blitzschnell aus, aber dennoch nicht schnell genug, und Zamorra traf sie mit seinen beiden Fußsohlen dort, wo er sie nicht hatte treffen wollen.

Darum brach sie auch wie vom Blitz getroffen zusammen, krachte mit ihren zwei Zentnern dumpf zu Boden, wo sie wimmernd liegenblieb.

Es kostete Zamorra einige Anstrengungen, aus dem Zuber herauszukommen. Die dankbaren Negerinnen halfen ihm dabei.

Zu spät bemerkte Zamorra den Schatten an seiner linken Seite.

Eine Meduse, alt wie eine Mumie, stand neben ihnen, und aus kohleschwarzen Augen, die höllisch glühten, starrte sie den nackten Mann an. Die beiden Sklavinnen sah sie nicht.

»Du hast gewagt, Leda zu berühren, du Hund?« flüsterte sie griechisch.

Der Parapsychologe erinnerte sich dieser Stimme, die er gehört hatte, als er gefesselt wie ein Raubtier bäuchlings auf einem knochenharten Karren gelegen hatte, der von einem Pferd gezogen worden war.

Es war unbewußte Eingebung, daß Zamorra das Spiel begann und so

tat, griechisch nicht zu verstehen. Darum sagte er lateinisch: »Alte Mutter, darf ich dich bitten, deinen Sklavinnen zu befehlen, mir meine Kleidung zu geben, damit ich in aller Ehrerbietung vor dir stehen kann?«

In den glühenden Kohleaugen der Alten, deren Gesicht ein einziges Faltenmeer war, blitzte es grell auf. »Hund, wo spricht man dieses knöcherne Latein? Bei den Töchtern des Phorcys, wenn du nicht die Wahrheit sagst, werfe ich dich meinen ewig hungrigen Ratten zum Fraß vor! Sag, wo spricht man dieses grausam harte Latein? Wo?«

Das Gewand des ausgetrockneten Weibes - ein bis zum Boden fließender Kleiderstoff in der berüchtigten Isabellenfarbe - wurde von einer goldenen Spange über der linken Brust verziert, deren Mittelpunkt ein schwarzer, dennoch gleißender Stein in Sternform war, wie Zamorra ihn noch nie gesehen hatte. Ein mit Goldfäden durchwirkter, purpurner, geflochtener Gürtel zeigte deutlich die unwahrscheinlich enge Taille der Alten auf. Ihre Hände, die jetzt Krallen bildeten und die sich Zamorra näherten, trugen keinen Schmuck. Auch an den Armgelenken war davon nichts zu sehen.

Warum wollte die Alte wissen, wo man jenes Latein sprach, das er beherrschte?

Auf gut Glück erwiderte er mit Überzeugungskraft: »In Thule, das Pytheas aus Marsilia entdeckt hat, an der äußersten Nordgrenze des Erdreiches! Hast du noch nie mit einem Maximus aus Thule gesprochen?«

Er machte mit seinen Angaben nicht den geringsten Eindruck auf die alte Vettel.

»Du lügst!« sagte sie eiskalt. »Denn wenn du aus Thule kommst, das Pytheas vor vielen, vielen Jahren entdeckt hat, dann müßtest du jetzt griechisch sprechen und kein Latein.« Bis zu diesem letzten Satz hatte sie geflüstert, aber nun überschlug sich ihre kreischende Stimme, als sie einfach so in den Baderaum hineinschrie: »Faßt ihn und peitscht ihn aus, bis er um Gnade wimmert, dieser lügnerische Hund! Dieser Spion Domdonars!«

Zamorra wollte ihr an den Hals springen, aber er konnte die Alte nicht erreichen.

Eine unsichtbare, eiskalte Mauer stand plötzlich zwischen ihnen.

Das Weib mit dem Faltenmeer im Gesicht hatte die Kräfte der Finsternis gerufen und sich vor dem Zugriff von Zamorra geschützt, und der Professor besaß sein Amulett nicht mehr, in dem der große Magier Merlin Kräfte hineingegeben hatte, die fast jeden magischen Bann brechen konnten.

Er versuchte keinen zweiten Angriff, denn dazu bekam er keine Zeit mehr. Drei Männer mit metallenen Schlagstöcken in den Händen kamen aus drei Richtungen heran. Die Alte wich nicht von der Stelle.

Ihre schwarzen Kohleaugen glühten in unbeschreiblichem Haß. Zamorra glaubte, das Feuer aus diesen Augen auf seinem nackten Leib zu spüren. Er hatte die Hände geballt und die Arme angewinkelt. Da stieß er gegen den Zuber. Im nächsten Moment verfügte er über einen Plan und setzte ihn sofort in die Tat um.

Noch waren die drei Kerle, alle einen Kopf kleiner als er, nicht auf Tuchfühlung heran.

Er packte den Zuber, riß das klobige Holzding an seiner Seite hoch, das Wasser schwappte zum größten Teil heraus, ergoß sich über den steinigen Boden des Badehauses, und dann stemmte er den Trog mit ausgestreckten Armen hoch über seinen Kopf. Er wollte dem ersten der drei damit den Schädel einschlagen, denn daß er nichts mehr zu verlieren hatte, wußte er, seitdem er den Namen Domdonar aus dem Mund der alten Frau vernommen hatte.

Da hob die Alte hinter dem eiskalten, unsichtbaren Schutzschirm die Hände wie zum Gebet. Voller Entsetzen sah der Professor, wie sie die Augen schloß. Er wußte, was ihn gleich anspringen würde - die höllischen Mächte der Finsternis -, und er wußte, daß er hoffnungslos verloren war.

Darum durfte sie die Höllenmächte der dunkelsten Finsternis nicht rufen.

Er ließ den Zuber fallen und streckte seine Hände aus, spreizte dabei noch die Finger, um noch deutlicher zu machen, daß er keinen Widerstand mehr leisten wollte.

Die Alte ließ ihre Hände sinken.

Sie sah ihn aus ihren kohleschwarzen Augen wieder haßerfüllt an.

Domdonar! las er von ihren Lippen ab, die sich gerade leicht bewegt hatten, und er bekam ihren Haß zu spüren, der diesen Namen begleitete.

Der Haß traf ihn als unsichtbarer Schlag.

Er schleuderte ihn zu Boden. Und mitten in einer Wasserlache kam Zamorra zu Fall und sah, wie die Alte sich über ihn beugte und ihn mit ihrem Haß zudeckte. Ungeheure magische Kräfte gingen von der alten Frau aus. Den Haß setzte sie wie eine unsichtbare Peitsche ein, und damit schlug sie auf ihr Opfer am Boden ein.

In diesem Augenblick war Zamorra drauf und dran, die Besinnung zu verlieren, als er von der Tür her den Schrei vernahm: »Die Luciferen kommen, Mater-Domina!«

Die Alte riß sich mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit herum. Ihre Haßpeitsche existierte nicht mehr. Die drei Männer mit den metallenen Schlagstäben rannten nach draußen. Auch die alte Vettel bewegte sich zur Tür. Draußen war immer noch heller Tag. Ein greller Lichtstrahl fiel ins kahle Badehaus. Das Licht traf das faltenreiche Gesicht der alten Frau im isabellenfarbigen Gewand, und das Licht

verschönte das Meer der Falten. Sie war plötzlich stehengeblieben, hatte sich nach Zamorra umgedreht und sagte: »Domdonar wird dich lebend nicht erbeuten.«

Dann trat sie nach draußen, wo der Lärm immer lauter geworden war und die Schreie immer gräßlicher klangen. Der Professor hörte es mit halbem Ohr. Er hatte in der Ecke seine Kleider entdeckt, aber was wollte er mit ihnen im Imperium Romanum, denn sie verrieten ihn auf Schritt und Tritt.

Ein Mann torkelte herein, am Kopf blutend und halb besinnungslos. Er tat noch einen Schritt und brach zusammen.

Eine Minute später trug Zamorra dessen Kleider.

Ein Glück, daß man im alten Imperium noch nichts von hautengen Jeans gehört hatte. Die Sachen paßten ihm, obwohl der Durchschnittsrömer wenigstens anderthalb Kopf kleiner war als er.

Zum erstenmal, seitdem er durch Domdonars schwarze Magie in die Antike versetzt worden war, fühlte sich der Professor ein bißchen sicherer.

Hastig schaute er sich im Badehaus um. Draußen war Kampflärm zu hören. Der Mann am Boden lag im Sterben. Ihm konnte niemand mehr helfen. Zamorra schenkte ihm auch keinen Gedanken mehr. Die kleine Tür an der hölzernen Hinterwand interessierte ihn. Er lief darauf zu, drehte den hölzernen Hebel, und unter dem Druck seiner Hand schwang die Tür auf.

Er hatte erwartet, das Freie zu erreichen, und blickte enttäuscht in eine Vorhalle.

Keine Menschenseele war zu sehen, und vom Kampflärm vor dem Haus war hier wenig zu hören. Dennoch war es laut, denn viel zu spät hörte er hinter seinem Rücken ein saugendes Geräusch, das ihm unheimlich vorkam.

Er wollte sich herumwerfen, wollte sehen, was sich hinter ihm befand, als er den eiskalten Luftstrom seinen Körper umspülen fühlte. Seine Gedanken bewegten sich hinter seiner Stirn immer langsamer, der Boden unter seinen Füßen, gerade noch fest, wurde weich wie Butter in der Sonne, der Tag dunkelte rasch, und seine letzten klaren Gedanken riefen ihm zu, daß die Mächte der Finsternis ihn abermals überwältigt hatten - ihn, Professor Zamorra, den in seiner Zeit auf der ganzen Welt bekannten Parapsychologen.

Er sah nicht mehr das hexenhafte Gesicht der Mater-Domina, das sich über ihn beugte und ihn aus kohleschwarzen Augen anstarrte.

***

Die »Psichiatria San Agnese« in Florenz war nicht der letzte Schrei auf diesem medizinischen Sektor. Dementsprechend war Nicole Duval untergebracht, die alles sah, hörte und verstand, aber nicht in der

Lage war, es den Ärzten zu zeigen.

Der schauerliche Raum mit vier unsauberen Betten, die dumpf rochen, machte der rassigen jungen Frau herzlich wenig aus, aber die Anwesenheit von drei Geisteskranken, die keine einzige Minute ihr sinnloses Lallen und Brüllen einstellten, fraß ihre Widerstandskraft gegen ihr unheimliches Schicksal langsam und sicher auf.

Ein Arzt beugte sich über sie. Sie hatte ihn noch nie gesehen. Sie hörte ihn in italienischer Sprache einige Fachausdrücke sagen, die sie nicht kannte. Dann erwiderte im Hintergrund eine Frau: »Si, Dottore, die Signorina anschnallen und jede zweite Stunde kontrollieren. Auch nachts, Dottore?«

Der fauchte die Fragerin an: »Sorella Manuela, können Sie mir vielleicht verraten, wer hier nachts dazu Zeit hat?«

Nicole war der Verzweiflung nahe.

Man wollte sie festbinden!

Man wollte nur alle zwei Stunden nach ihr sehen, dagegen nachts gar nicht!

Wollte denn kein einziger Mensch in diesem Irrenhaus sehen, daß Kräfte der höllischen Magie sie in diesen fürchterlichen Zustand gepreßt hatten?

Ein Wort begann, hinter ihrer Stirn zu hämmern, mit dem sie aber nichts anfangen konnte: Domdonar…! Domdonar…! und immer wieder das Wort Domdonar…

Zwei Krankenschwestern schnallten sie auf dem Bett an.

Eine Ordensschwester schaute mit ausdruckslosem Gesicht zu. Der Arzt war nicht mehr zu sehen, noch zu hören.

Und Nicole Duval konnte mit keinem Zeichen, mit keinem Blinzeln oder Zucken zu erkennen geben, daß sie alles sah, hörte und verstand.

Und fühlte.

Die harten Lederriemen an den Handgelenken begannen jetzt schon zu schmerzen.

Dann war sie mit den drei lallenden, brüllenden Geisteskranken, die wie sie angeschnallt waren, in dem trostlosen Raum wieder allein.

Die »Psichiatria San Agnese« in Florenz hatten noch nie ihre Kranken schnell wieder in die Freiheit entlassen…

***

Arturo Trifallini, der außer Dienst gesetzte Casanova, gab schnell das dumpfe Dahinbrüten auf. Seine Lebensgeister wurden wieder wach, und er begriff damit, wo sie sich befanden. Bloß wie sie ins alte Imperium Romanum gekommen waren und dazu noch in die Gegend von Neapel - denn nur dort gab es den Vesuv -, konnte er sich nicht erklären. Aber das war für den praktisch denkenden Mann jetzt zweitrangig.

Sie mußten aus diesem stinkenden Loch heraus.

Sie mußten Gelegenheit bekommen und diesen römischen Banausen sagen können, daß sie die friedlichsten Wegelagerer ihrer Zeit seien und auf den schönen italienischen Autostraßen den harmlosen Autofahrern das Geld aus der Tasche zögen - für Vater Staat, versteht sich. Und…

»Mio dio…«, flehte er den lieben Gott an.

»Was hast du denn, Arturo?« fragte ihn Luigi Mente teilnahmslos.

Der schnarrte herunter, worauf er gerade gestoßen war.

»Wenn wir denen klar machen, daß wir Straßenpolizisten sind, die Autofahrer stoppen, werfen die uns in irgendeiner Arena den ausgehungerten Löwen vor. Mann, Luigi, was sagen wir diesen Römern bloß, wenn wir…«

Weiter kam er nicht. Die Tür knarrte in den stabilen Angeln. Drei Öllichter spendeten herzlich wenig Licht, aber es reichte, um die beiden Gefangenen sehen zu lassen, daß sie es mit acht bewaffneten Römern zu tun hatten, und der Boß der kleinen Gruppe, die sie gefangengenommen hatte, befand sich auch darunter.

Sie sollten mitkommen. »Nichts lieber als das…«, knurrte Arturo, der schon vergessen hatte, daß man ihm wegen unerlaubten Sprechens zwei der unteren Vorderzähne ausgeschlagen hatte.

Dieses Mal kam er ohne Zahnverlust davon, aber einen Tritt ins verlängerte Rückgrat erhielt er doch.

Man prügelte sie die steinerne Treppe hinauf. Oben standen weitere vier Soldaten, aber besonders mutig sahen sie nicht aus, denn ihr Blick flackerte.

Quintus Horus, Unteroffizier in Castell XXXII, schnarrte seine Befehle. Vier kräftige Männer im kurzen Lederschurz stürzten sich auf Mente und Trifallini. Bevor sie sich versahen, waren sie zu einem Paket verschnürt. Dann warf man sie in eine stabile Holzkiste. Trifallini hatte Glück und kam auf Mente zu liegen, der aufschrie, als sein Kollege auf ihn fiel.

Dann wurde die Kiste geschlossen. Man hob sie auf. Es traf die beiden Gefesselten wie ein Faustschlag, als die Kiste wieder hart aufschlug.

Man hatte sie auf einen Karren verladen. Und der verließ das Castell XXXII. Die Fahrt ging über eine gepflasterte Straße, wie sie grauenhafter nicht sein konnte. Schlagloch an Schlagloch, und das ununterbrochen. Und der Karren war nicht gefedert. Und die Luft in der Kiste wurde immer miserabler. Trifallini wurde übel, und der unter ihm liegende Mente bekam den ganzen Segen.

Wie der fluchte, aber dadurch wurde die Luft in der kleinen Kiste auch nicht besser, und die Straßen ebenfalls nicht.

Dann wurde die Fahrt langsamer. Der Boden ebener. Sie schienen am

Ziel zu sein. Wie lange der höllische Spaß gedauert hatte, wußten beide nicht zu sagen.

Die Kiste wurde abgeladen und fiel krachend zu Boden.

Trifallini und Mente schrien vor Schmerzen in ihrem winzigen Gefängnis. Darum kümmerte sich niemand. Im Imperium Romanum war man in solchen Dingen nicht besonders empfindlich.

Der Deckel flog auf. Soldaten wichen vor dem Gestank von Trifallinis Erbrochenem im ersten Moment zurück, dann packten sie zu und holten die beiden menschlichen Bündel heraus.

Solche Bauten hatten die beiden Straßenpolizisten schon mal gesehen. Sie befanden sich in einem Tempel; davon gab es in ihrer Zeit noch gut erhaltene Stücke im Süden ihres Vaterlandes und auf Sizilien.

Wollte man sie den römischen Göttern zum Fraß vorwerfen? Oder warum hatte man sie hierhergebracht?

Man schleifte sie ins Tempelinnere. Dann ging es über eine steinerne Treppe in die Tiefe. In einem kahlen und kühlen Raum brannten Öllichter an den Wänden. Die Soldaten verließen fluchtartig den unter der Erde liegenden Tempelraum.

»Was kommt denn jetzt bloß?« fragte Luigi Mente voll dumpfer Ahnung.

Zwei Personen kamen die steinernen Stufen herunter. Unwillkürlich hielten die beiden Beamten den Atem an, als sie die vermummten Gestalten sahen, die von Kopf bis Fuß in weißes Tuch gekleidet waren und kein Stück Haut sehen ließen.

Arturo Trifallini vergaß das Schlucken. Luigi Mente bekam den Mund nicht mehr zu. Die beiden Maskierten schleiften eine schwarze, große Eisenschale, die auf drei kurzen Füßen stand, aus dem Hintergrund in die Mitte des Raumes. Dicht neben den beiden gefesselten Männern kam sie zum Stehen. Dann brachten die Maskierten zwei kurze Säulenstücke heran. Das Rollen der zentnerschweren Teile klang dumpf und unheimlich. Als man die beiden Polizisten darüberlegte, verstanden sie immer noch nicht, was das ganze sollte.

Aber dann entdeckten sie zu gleicher Zeit, daß die große, jedoch flache eiserne Schale bis zum Rand mit frischer Holzkohle gefüllt war.

»Madonna!« stieß Luigi Mente entsetzt aus. »Man wird uns doch nicht grillen? Haben die im alten Rom denn Menschenfleisch gegessen?«

Arturo Trifallini hätte gern einige zigtausend Lire dafür ausgegeben, wenn er diese Frage hätte beantworten können. Halb auf der steineren Rolle liegend, bedurfte es, wenn das Holzkohlenfeuer erst mal so richtig schön brannte, nur eines leichtes Stoßes, um sie in die Glut zu schleudern.

In seiner Not vergaß Mente, daß man Trifallini wegen unerlaubten

Sprechens zwei Zähne ausgeschlagen hatte. Fast jammernd sprach er die beiden Maskierten an, die mit halbmeterlangen Amphoren aus dem Hintergrund des unterirdischen Tempelraumes kamen und an der schmiedeeisernen Schale stehen blieben.

»Warum wollt ihr uns verbrennen? Warum laßt ihr uns nicht laufen? Wir haben euch doch nichts getan…«

Keine Reaktion von den Vermummten.

In den Amphoren befand sich eine ölige Flüssigkeit. Diese gossen sie über die frische Holzkohle. Dieses Spiel wiederholte sich noch dreimal, aber in den anderen Gefäßen befand sich jedesmal eine anders aussehende Flüssigkeit. Die drei letzten hatten keinen öligen Charakter gehabt.

Und dann wurden getrocknete Kräuter über die getränkte Holzkohle gestreut.

Als Trifallini aus dem Geruchs-Tohuwabohu eindeutig Weihrauch herausroch, dämmerte es ihm.

»Luigi, du… ich werd' verrückt! Du, bestimmt… die meinen, wir wären von bösen Geistern besessen, und die wollen uns gleich mit ihrem Theater davon erlösen!«

Mente glaubte seinem Kollegen kein Wort. Er hatte auch nicht zugehört. Er sah bloß, wie einer der beiden Vermummten den Versuch machte, das Zeug in der flachen Eisenschale in Brand zu setzen. Erst als der andere half, gelang es.

Die beiden Beamten der Polizia stradale, die, unfähig sich zu bewegen, über den steinernen Rollen lagen und mit ihrem Kopf an den Rand der Schale reichten, sahen, wie sich das Feuer in der durchtränkten Holzkohle immer schneller nach allen Seiten ausbreitete.

Die erste Hitzewelle traf sie. Die ersten Essenzen und Kräuter begannen zu verbrennen und eine dementsprechende Rauchmenge zu entwickeln. Die Öllichter an den Wänden ringsum verschwanden im immer dunkler werdenden Rauch.

»Die ersticken uns, die Hunde!« stieß Luigi Mente in ohnmächtiger Wut aus.

Arturo Trifallini glaubte auch nicht mehr an eine Geisteraustreibung.

Jetzt schlugen Flammen aus der flachen Schale. Wie der dunkle und drohend aussehende Kopf einer tückischen Gewitterwolke wallte plötzlich unwahrscheinlich duftender Rauch auf, schien zu versuchen, diesen steinernen Tempelraum zu sprengen, und ließ die beiden gefesselten Männer verzweifelt nach Luft schnappen.

Man grillte sie nicht, aber man sorgte dafür, daß sie erstickten.

Arturo fluchte wie ein neapolitanischer Muschelfischer.

Luigi hatte sich in sein Schicksal ergeben. Beide rangen nach Luft. Sie begannen, Gespenster zu sehen. Die gräßlichsten Ungeheuer kamen

aus allen Richtungen und versuchten, sie zu verschlingen. Es waren Wesen, wie sie eine wahnwitzige Phantasie niemals erfinden konnte.

Arturo Trifallini schrie, denn sein Kopf befand sich im Rachen eines bestialischen Krallenungeheuers. Carabiniere Mente gelang es in diesem Augenblick, mit den nackten Füßen auf dem Boden Halt zu finden und sich abzudrücken. Die steinerne Rolle unter ihm bewegte sich. Er kam dem Rauch speienden Höllenfeuer dadurch noch näher, aber nur für einen Augenblick, dann rutschte er nur von der steinernen Unterlage herunter und blieb neben der Schale auf dem kühlen Steinboden liegen.

Ununterbrochen schrie Trifallini. Er steckte mit dem Kopf nicht mehr im Rachen der Krallenbestie. Jetzt bohrte sich der Giftstachel eines Riesenskorpions in seinen ungeschützten Leib. Er war dem Wahnsinn nahe und - dem Ersticken.

Luigi Mente hatte eine scharfe Kante am Fuß der Schale entdeckt. Wie er es schaffte, an dieser Kante entlang eine Lederwindung zu wetzen, war für ihn bedeutungslos. Er wollte seine Fessel zerschneiden, das erreichen, bevor er in diesem verdammten Qualmloch erstickte.

Warum schrie Arturo bloß so gellend? fragte er sich und hatte völlig vergessen, vor wenigen Augenblicken auch die gräßlichsten Ungeheuer gesehen zu haben.

Warum sparte Arturo das bißchen Luft nicht zum Atmen auf?

Mit der Verbissenheit eines zum Tode Verurteilten wetzte Mente die Lederwindung an der Fußkante der Schale hin und her.

Und dann war er durch.

Und dann konnte er die letzte Fessel abstreifen.

Der schreiende Trifallini ließ ihn die eigene Lebensgefahr vergessen. Dicht unter der leichten Wölbung der Schale kroch er entlang. Auf diesem Weg mußte er zu Arturo kommen. Mit dem Kopf krachte er gegen die Kante der Säule, auf der sein Kollege lag. Mente achtete auf die Blitze nicht, die hinter seinem Schädeldach explodierten. Er riß Trifallini zu sich herab, und im gleichen Moment schrie der nicht mehr und wußte auch nicht mehr, daß die höllischsten Ungeheuer versucht hatten, ihn zu verschlingen, erschlagen und vergiften, denn er erlebte sie nicht mehr. Sie waren verschwunden.

Er fühlte Mentes Hände nach dem Knoten suchen. Er hörte ihn fluchen. Er konnte wieder freier atmen. Die Todesangst war von ihm abgefallen. Und dann löste Mente seinen Knoten.

Er war frei.

Oder…?

Da warfen sich Körper über sie, und gnadenlose Pranken versuchten, sie zu erwürgen.

Ihr Traum von der Freiheit war ausgeträumt!

Aber sie wollten hier unten in diesem verqualmten Tempelraum nicht ersticken.

Sie schlugen zu.

Sie wehrten sich.

Mit geballten Händen und mit ihren letzten Kräften trommelten beide gegen das Gesicht ihres Würgegegners.

Immer wieder.

***

Zamorra gewann für einen Augenblick die Besinnung wieder.

Er lag auf einem niedrigen, römischen Ruhebett. Und draußen mußte es Nacht sein, denn er sah funkelnde Sterne.

Er versuchte, sich aufzurichten, als ihn der eiskalte Luftstrom abermals traf. Er glaubte, im Ruhebett zu versinken, und dann überwältigten ihn die teuflischen Kräfte der Finsternis ein zweites Mal.

***

Bill Fleming hing immer noch in der geschlossenen Abteilung des »Manicomio provinciale« am Tropf. Die Anordnung von Dottore Pignatari war exakt befolgt worden.

Der Amerikaner hatte sich in sein Schicksal ergeben, denn es konnte sich ja nur noch um ein paar Stunden handeln, bis man ihn mit einem Blumenstrauß von Entschuldigungen wieder entließ.

Die Zeit verging. Man hatte den leeren Tropf gegen einen neuen ausgetauscht. Bill Fleming konnte kein Glied rühren, keine der beiden Wimpern bewegen oder ein Zucken entstehen lassen. Und das große Loch war immer noch da, in das man ihn mit dem Alfa hatte hineinstürzen lassen.

Das war Domdonars Werk, der die schwarze Magie beherrschte wie keiner zuvor. Die Kräfte der höllischen Finsternis mußten seine Helfershelfer sein. Oder war Domdonar die personifizierte Finsternis?

Der amerikanische Kulturhistoriker erkannte den Mann, der jetzt neben seinem Bett stand und ihn abhorchte. Dieser Dottore hatte bestimmt, daß er an den Tropf kam, an dem er immer noch hing.

»Schwester, wann hat der Amerikaner die Augen geöffnet?« fragte der Doktor leicht überrascht.

Ihr war nichts davon bekannt gewesen, daß der blonde Patient mit geschlossenen Augen in ihre Station eingeliefert worden war.

Verärgert sprach der Arzt nun mit einem Krankenpfleger. »Wasserabnahme über dem Katheter, die Blutabnahme werden Sie ja wohl auch fertigbringen, und dann möchte ich morgen früh bei Dienstantritt alle Laborresultate auf dem Tisch liegen haben. Man soll besonders auf Drogenspuren achten. Noch was, Schwester?«

Sie gab ihm Antwort, aber Bill Fleming, der bewegungslose Mann in der geschlossenen Abteilung des Irrenhauses, fragte sich entsetzt: Ist

das alles? Werde ich denn kein einziges Mal richtig untersucht?

Eine halbe Minute später hatten ihn der Dottore und sein Schwarm verlassen.

Maßloser Zorn half Bill Fleming nicht weiter.

Wenn kein Wunder geschah, war er dazu verdammt, auf Tage hinaus im »Manicomio provinciale« zu bleiben, bis sich die Kräfte der schwarzen Magie bei ihm allmählich wieder abbauten. Aber wie lange konnte das dauern?

***

Dottore Pignatari wollte sich von den Amis nichts ans Zeug flicken lassen und hatte eine telefonische Verbindung mit Rom, mit dem US-Konsulat, verlangt.

Die Verbindung stand. Der Amerikaner am anderen Ende der Strippe, der schon mit einem Fuß auf der Party war, die in einer knappen Stunde starten sollte, hörte kaum zu.

»Okay, Dottore. Versuchen Sie, unseren Mann wieder gesund zu bekommen. Sollte er mittellos sein, kommen wir natürlich für die Kosten auf. Bye bye, Dottore.«

In Rom hatte man aufgelegt.

In Florenz sagte ein Arzt mit leichter Berechtigung: »Hochnäsiger Ami! Bei welcher Klasse fangen bei dem die Menschen an, um die man sich zu bemühen hat?« Dann legte er den Hörer auch auf.

Er war entschlossen, sich morgen diesen Amerikaner genau vorzunehmen, wenn er kein Drogensüchtiger war.

***

Grausame, fürchterlich schmerzende Kräfte rissen den Professor aus seiner unnatürlichen Bewußtlosigkeit. Mit einem Schrei richtete er sich auf und starrte in das hexenhafte Faltengesicht der Mater-Domina. Ihre kohlschwarzen Augen gleißten unbeschreiblich. Ihr Mund war ein einziger, dünner Strich.

»Wer bist du?« fragte sie mit leiser Stimme, drohend und einschmeichelnd zugleich. Der schwarze Stein in der goldenen Spange über der linken Brust strahlte blitzendes Feuer aus. Geheimnisvolle Kräfte zwangen Zamorra, diesen Stein anzusehen. Dabei fühlte er die magische Kraft, die von diesem sternförmigen Stein ausging und die versuchte, sich seiner Gedanken zu bemächtigen.

»Ich habe es dir schon gesagt, Mater-Domina«, erwiderte er in Latein. »Ich komme aus Thule, dem Land an der äußersten Nordgrenze des Erdreiches. Maximus von Thule, der Erhabene, ist mein…«

»Schweig!« zischte ihn die Meduse an, löste die Faust von ihrer Brust und schob ihm ihre geballte Hand entgegen. »Du bist Domdonars Kreatur. Seine Männer, die er ausgeschickt hatte, dich mir wieder zu entreißen, haben es gestanden, bevor ich sie in den trockenen

Brunnen werfen ließ. Domdonar und du, ihr beide, ihr seid mit der gleichen, fremdartigen Kleidung zurückgekommen, aber noch niemals hat Domdonar es gewagt, mich, die Mater-Domina, mit der Hilfe der Dämonen der Finsternis direkt zu bekämpfen. Sollte es vielleicht damit gelingen, Domdonars Spion?« Und ihre Hand öffnete sich, und Mater-Domina zeigte ihm Merlins Amulett, ohne das er diesen magischen Kräften gegenüber fast hilflos war.

Fast…

Die Alte im isabellenfarbigen Gewand war voller Ungeduld. Irgend etwas schien sie zu hetzen oder ihr Sorgen zu bereiten.

»Was ist damit? Warum wurde es auf meiner Brust heiß, als Domdonars Männer die ›Drei Krallen der Finsternis‹ anriefen und die Luciferen drauf und dran waren, uns zu besiegen? Warum wurde es so heiß, daß ich glaubte, an der Auflegestelle zu verbrennen? Antworte, du Hund, oder ich lasse dich durch Leda auspeitschen!«

Mein Amulett! dachte Professor Zamorra. Sie hat es! Ich muß es wieder in meinen Besitz bringen, aber warum mache ich nicht den kleinsten Versuch dazu? Warum bin ich so apathisch?

Das Amulett in der alten, vertrockneten Frauenhand begann, kaum sichtbar zu leuchten.

Mater-Domina bemerkte das Leuchten nicht.

Sie öffnete den Mund. Sie wollte etwas sagen, als in Zamorras Kopf drei Wörter blitzschnell Existenz angenommen hatten. Wörter, die er aus dem Kopf entfernen mußte, und darum schrie er sie ihr ins Gesicht.

»Thremedar…! Thremedur…! Thremedon…!«

Er, Zamorra, kannte diese Wörter nicht. Er hatte sie noch nie gehört. Sie waren plötzlich in seinem Kopf gewesen. Und sein Amulett leuchtete nicht mehr. Mater-Domina schrie auf. Er auch.

Fürchterlich anzusehendes Kobaltblau hatte sich blitzschnell im ganzen Raum ausgebreitet, Schwefel und Phosphor quollen aus allen Ritzen und Fugen und waren dann überall. Die Wände begannen zu stöhnen und zu wimmern. Das Gesicht der Meduse war zu einer gorgonischen Fratze erstarrt. Die Hexe schien nicht mehr in der Lage zu sein, sich zu bewegen. Aber Zamorra war auch bewegungslos. Nur fürchtete er sich vor dem Kobaltblau ebensowenig wie vor dem Wimmern und Stöhnen der Wände.

Jetzt begannen sie auch noch zu sprechen, wie Skelette sprechen, wenn die Höllenkräfte der Finsternis sie über die Menschen kommen lassen. Grelle Blitze zuckten durch den Raum, ein Donnergrollen hub an, wie der Professor es noch nie gehört hatte. Der sternförmige schwarze Stein in der Brosche der Hexe verstrahlte kein Leuchten mehr, aber Merlins Amulett hatte an Leuchtkraft gewonnen. Und immer noch war es Zamorra, der allein dieses Leuchten sah.

Mit einem Schlag waren sie da - die Dämonen, die Fratzen, die lebten, und alle sprachen, jedoch in einer Sprache, die Zamorra noch nie gehört hatte.

Sie begannen, ihn anzuschreien. Sie sprangen ihn an, aber alle erreichten ihn nicht, und auch nicht Mater-Domina. Es gab eine unsichtbare Sperre zwischen ihnen und den Dämonen und Fratzen. Das Haus schien unter dem Donnergrollen und den krachenden Blitzen zu beben. Mater-Domina verfiel zusehends, wurde sichtbar kleiner. Sie begann zu schrumpfen. Ein Prozeß, wie der Paraphysiker ihn noch nie erlebt hatte.

Fraßen Kräfte der Finsternis und der höllischen Tiefen diese Hexe auf?

War aus dem brüllenden Heulen nicht ein leichtes Wimmern herauszuhören?

Mater-Domina wimmerte. Es war ein singendes Wimmern, von Zamorra in dieser Form auch noch nie gehört. Unaufhaltsam der Ansturm der Dämonen von allen Seiten. Grausig, fast tödlich in seiner Kraft das Kobaltblaue.

Da zwangen unsichtbare Kräfte den Professor. Und mitten hinein in die Orgie aus Fratzen, Dämonen, Blitzen und Donnerschlägen schrie er: »Merlin Maximus!«

Sein Amulett, das von seinem Vorfahren Leonardo de Montagne auf ihn überkommen war, fiel ihm in den Schoß!

Flog die Welt auseinander?

Alle dämonischen Kräfte der Finsternis heulten noch einmal auf, die Fratzen und Bestien stürmten von allen Seiten auf Zamorra zu, der Ähnliches in dieser Form noch nie erlebt hatte. Mater-Domina war zur Statue erstarrt. Ihr Blick brannte sich an Merlins Amulett fest, das weich strahlend in Zamorras Schoß lag.

Da begann das Dämonische, das Höllische der schwärzesten Finsternis in ohnmächtiger Wut zu rotieren, denn es schien, als befänden sich der Professor und Mater-Domina in einer unsichtbaren Hohlkugel, durch deren Wandung nichts ins Innere eindringen konnte. Das Rotieren der Fratzen und Bestien wurde schneller und schneller, das schreckliche Kobaltblau vermischte sich mit allen anderen Farben. Blitze wurden zu Flächen, und das unbeschreibliche Donnergrollen zog sich in Höhe und Breite auseinander.

Alles verlor an Kraft.

Doch in Zamorra wuchsen die Körperkräfte wieder und auch die seelischen Kräfte.

Seine Hand streckte sich nach dem Amulett aus.

Seine Finger umschlossen es, und abermals mußte er einem unsichtbaren, unwiderstehlichen Zwang gehorchend, schreiend über die Lippen bringen: »Merlin Maximus!«

Großer Merlin…

Im nächsten Augenblick gab es den Spuk der Höllenkräfte nicht mehr.

Ein kärglich eingerichteter Raum, ein römisches Ruhelager, wie es primitiver nicht sein konnte, und ein alter Hocker, auf dem Mater-Domina saß, waren alles, was den Professor umgab.

Wortlos hing er sich das Amulett um, das leicht erwärmt war; ein Zeichen, daß in seiner Nähe sich unnatürliche Kräfte bewegten, aber es schienen unsichtbare Kräfte zu sein, die keine Gefahr für ihn bedeuteten.

Plötzlich wußte er, woher sie kamen und wer sie auslöste: Mater-Domina.

Im gleichen Moment sagte sie, und ihr faltenreiches Medusengesicht verklärte sich zum lieblichen Antlitz einer alten Frau, die nur Güte und Liebe kennt: »Du bist ja gar nicht Domdonars Spion! Du bist mein Sohn, auf den ich so lange gewartet habe!«

Ich soll ihr Sohn sein? dachte Zamorra, und leichtes Unbehagen machte sich in seinen Gefühlen breit. Da spürte er den weichen Druck ihrer greisenhaften Hände, und er spürte ihre Lippen auf seiner Wange, und er hörte sie flüstern: »Troija, mein Sohn…«

Das Amulett auf seiner Brust war nach wie vor unverändert lauwarm…

Professor Zamorra nahm Mater-Dominas Hände in die seinen und drückte sie zart.

Er hatte ganz und gar nichts mehr dagegen, daß sie in ihm ihren Sohn sah, auf den sie so lange gewartet hatte.

Troija sollte ihr Sohn heißen.

Troija…

Ein eigenartiger Name: Eigenartig im Klang. Der Name erinnerte an jenes Troja, das ein gewisser Schliemann Jahrtausende nach der Vernichtung der stolzen Stadt ausgegraben hatte.

Troija… und dennoch meinte Zamorra, daß sich dahinter viel mehr verbarg als nur die Klangähnlichkeit mit diesem Stadtnamen…

Troija…

***

Domdonar raste nicht.

Im Innern war er eiskalt geblieben, als ihm die drei Überlebenden übereinstimmend berichteten, daß sie im Kampf um diesen unheimlichen Fremden im letzten Moment durch die Dämonen der Mater-Domina daran gehindert worden seien, sich in den Besitz des Fremdlings zu setzen.

Nach der Anzahl der Toten hatte Domdonar nicht gefragt. Wortlos hatte er die drei Männer hinausgeschickt und saß nun in sich

versunken und hatte die Augen geschlossen.

Er tat so etwas nicht zum erstenmal.

Mit seinen Parakräften rief er nach den satanischen Mächten der Tiefe.

»Thremedar…! Thremedur…! Thremedon…!«

Sein seelisches Rufen verhallt ungehört.

Aus den Tiefen kam keine Antwort.

Es wunderte ihn nicht; es machte ihn auch nicht besorgt. Ähnliches war ihm schon öfter widerfahren.

Langsam löste er sich aus der Trance. Für Momente vergaß er diesen Zamorra, der ihn gezwungen hatte, Florenz beinahe fluchtartig zu verlassen, um im Jahr 83 vor der Zeitrechnung wieder nach Kampanien zurückzukehren.

Er hatte diesen Professor und dessen paranormale Kräfte unterschätzt. Wie es aber zu dieser Fehleinschätzung gekommen war, begriff er nicht.

Er und seine Luciferen hatten bisher jeden seelischen Widerstand, jedes magische Schutzfeld überwunden, und waren sie zusammen damit nicht fertig geworden, so hatten ihnen die satanischen Mächte der Tiefen und Finsternis geholfen, diese Hindernisse zu beseitigen. An Zamorra war bisher jeder Versuch, ihn zu überwältigen und auch seine magischen Kräfte zu vernichten, gescheitert.

Für ihn, Domdonar, ein Novum. Einmalig.

Dann hatte er Zamorra vergessen. Domdonar, der Mann aus der Antike, dachte an seine Luciferen, die ihm blindlings folgten, waren sie doch gleich ihm Gläubige an die magischen Kräfte der Finsternis und Tiefe, und opferten sie nicht stündlich den »Drei Krallen der Finsternis«? Kein Lucifere fürchtete sich vor ihnen; ein jeder wußte, daß es keinen besseren Schutz für ihr leibliches Wohl gab als diese Gewalten der Tiefe, die erbarmungslos jeden Ungläubigen zu zerstören versuchten.

Triumph stieg in Domdonar auf.

Er hatte in jener Zeit, aus der dieser Zamorra stammte, die Weichen gestellt.

Er hatte die Milliarden im Börsenspiel zusammengerafft, die er und seine Luciferen benötigten, um beim ersten Angriff auf Europa diesen Kontinent in ihre Gewalt zu bringen. Um dort das unvergängliche Reich der Luciferen aufzubauen und von dort den Sprung nach allen anderen Kontinenten zu tun.

War es nicht in den »Sibyllinischen Büchern« zu lesen?

- *Das Reich wird sein und ewig sein, aber sein Sein wird erst werden, wenn die Tiefen sich öffnen und sich mit den Lichtbringern vereint haben* - Sie waren die Lichtbringer! Sie, die Luciferen! Und Europa gehörte ihnen. Das moderne Europa, der Kontinent der Technik, das Land der

Wissenschaften und der Reichtümer. Das einzige Hindernis, das sich ihnen noch in den Weg gestellt hatte, die Macht in Europa an sich zu reißen und sie mit den magischen Kräften der Finsternis und Tiefe zu teilen - dieser Professor Zamorra würde den nächsten Tag nicht mehr erleben. In der »Regio felix« würde er ein Opfer der satanischen Kräfte werden, und auch die Zaubersprüche der Mater-Domina würden nicht stark genug sein, ihn vor seinem Verderben zu bewahren.

Satanisches Lächeln umspielte Domdonars Mund. Er betrachtete den Raum, in dem er auf seinem Ruhelager lag. Gedankenlos streckte er die Hand nach einer Alabasterschale aus, in der blutrote Weinreben lagen, und er nahm eine Beere und schob sie in den Mund. Genüßlich ließ er die zuckersüße Frucht auf der Zunge zergehen. Er dachte an eine ganz bestimmte Sklavin. Sie würde heute abend das Lager mit ihm teilen müssen.

Im nächsten Moment tauchte das Gesicht einer Greisin vor seinem geistigen Auge auf.

Er schaute in das Antlitz seiner Mutter; er blickte in ein Gesicht, das vom Vergessen in der Zeit nicht zerfressen werden würde: Sibylle von Cumae, die in der schauerlichen Umgebung des alten Kraters, neben dem Eingang zur Unterwelt, in der geweihten Grotte lebte und dort jene Schriftrollen bewahrte und pflegte, die nach ihr den Namen erhalten würden: Die Sibyllinischen Bücher.

Sibylle von Cumae war seine Mutter! Er war ihr einziges Kind. Mater-Domina war die jüngere Schwester seiner Mutter und seine Tante.

Es gab keinen breiteren Abgrund als denjenigen, der die beiden Schwestern voneinander trennte!

Seine Tante würde mit Zamorra vernichtet werden!

Die Erde war für zwei Frauen zu klein, die wie Sibylle oder Mater-Domina über so große magische Kräfte verfügten.

Eine von beiden mußte zerstört werden. Aber nicht nur körperlich. Auch all jenes Unbegreifliche, was sie zu den Mächten des Unsichtbaren so leicht den Weg finden ließ.

Domdonar erschrak nicht, als aus der Wand eine schimmernde Gestalt heraustrat, die im eiskalten Kobaltblau leuchtete, deren Umrisse ununterbrochen verschwammen, und die niemals zu einer festen Form oder zu einem scharfen Umriß fanden.

Ein Lucifere der Finsternis stand vor ihm. Ein Lichtbringer, der ihm und seinen Gläubigen den Namen gegeben hatte.

»Suche sofort deine Mutter in der geweihten Grotte auf, denn ihr droht durch Zamorra größte Gefahr! Domdonar, du hast Zamorra abermals unterschätzt! Die ›Drei Krallen der Finsternis‹ sind sehr betrübt, weil du sie enttäuscht hast!«

Das war die letzte Warnung der satanischen Kräfte in den Tiefen.

Die »Drei Krallen der Finsternis« warnten nur zweimal. Beim

drittenmal ließen sie durch ihre Lichtbringer vollstrecken, und das bedeutete: absolute Vernichtung.

Domdonar erschrak bis in die tiefsten Winkel seines höllischen Seins. Er wagte den Lichtbringer nicht zu fragen, wieso seine Mutter sich in tödlicher Gefahr befände. Mit starrem Blick sah er den Luciferen wieder auf die gekalkte Wand mit den erotischen Mosaikbildern zurückgehen und in der Wand verschwinden.

Das Kobaltblau verklang wie ein sterbender Ton.

Domdonar, der größte Hellseher des neuen Roms und der Ratgeber von zahlreichen Bankiers, schüttelte sich und fror im tiefsten Innern.

Die »Drei Krallen der Finsternis« waren betrübt, weil er sie enttäuscht hatte!

Er schloß die Augen.

Er ballte unwillkürlich die Hände.

»Zamorra…«, flüsterten seine Lippen. »Zamorra…«

Es war ein tödlicher Haßgesang; ein Haß bar jeder Menschlichkeit.

Hatten die satanischen Kräfte in Finsternis und Tiefe jemals gewußt, was ein Mensch war?

In dieser halb verzweifelten, ratlosen Situation, denn die Drohung der Krallen drohte ihn zu lähmen, stellte Domdonar sich zum erstenmal in seinem Leben die Frage: Wer ist mein Vater?

Als er fühlte, die Augen öffnen zu müssen, war er von drei Lichtbringern umringt, die ihn in ihr eiskaltes Blaulicht einhüllten.

Ihr gebündelter Gedankenstrahl erreichte sein Gehirn.

Sie gaben ihm Antwort auf seine letzte Frage.

»Was…?« stieß er fassungslos aus. »Wer soll mein Vater sein…?«

Aber auf diese zweite Frage erhielt er von den drei Lichtbringern keine Antwort mehr.

Sie wiederholten sich nie.

Und sie verschwanden in der Wand mit den kostbaren Mosaikbildern. Sie ließen einen Domdonar zurück, der sich blitzschnell von seiner Verwirrung erholt hatte, der plötzlich satanisch auflachte und sich in hemmungsloser Vorfreude die Hände rieb.

»Zamorra, ich werde dich sterben lassen, wie noch nie ein Mensch vor dir gestorben ist! Ich, der Sohn von…« Aber die letzten entschlüsselnden Worte kamen nicht mehr über seine Lippen, denn mit schmerzhaftem Erschrecken erinnerte er sich der Nachricht der »Drei Krallen der Finsternis«, daß sich Sibylle, seine Mutter, in der geweihten Grotte in größter Gefahr befand.

Er sprang vom Ruhelager, stürmte hinaus und rief nach seinen Männern, die im Atrium den warmen Abend in Gesellschaft von kichernden, kreischenden Sklavinnen verbrachten.

Kaum war sein Befehl laut geworden, als alles Lachen verstummte. Die Sklavinnen huschten auf nackten Füßen davon, die Männer liefen

auf Domdonar zu. Sterne schienen vom wolkenlosen Nachthimmel. Die bleiche Sichel des Mondes zeichnete sich darauf ab, und in der Ferne war der Feuerschein des Vesuvs zu sehen, der sein flackerndes Licht weit und hoch in den dunklen Nachthimmel warf.

Ein gespenstisches Bild. Die richtige Atmosphäre für die dämonischen schwarzen Kräfte der ewigen Finsternis und zugleich eine Umgebung, in der sich die fanatischen Luciferen wohlfühlten.

Instinktiv.

»Wir reiten zur Grotte der wahrhaftigen Bücher!«

Wenige Minuten später trommelte Hufschlag durch Cumae und verklang in Richtung des alten Kraters.

Über Kampanien schien stiller Nachtfriede zu liegen. Nicht einmal der Vesuv grollte. Er spie nur seine Flammenfackeln in die Nacht.

Der Nachtfriede täuschte, denn Domdonar mit seinen Luciferen war unterwegs…

***

Die beiden Männer von der Polizia stradale standen hinter einer Mauerecke und pumpten ihre keuchenden Lungen voll frischer Luft. Vom herrlichen Nachthimmel sahen sie nichts. Auch der feuerspeiende Vesuv interessierte sie nicht. Voll und ganz waren sie nur bemüht, ihre eben so mühsam wiedererworbene Freiheit zu behalten. Daß sie eingehüllt in die weißen Gewänder ihrer Tempelwürger nun jedem Kampanier als Dämonenbeschwörer erscheinen mußten, ahnten sie nicht.

Sie wollten raus aus dieser antiken, ihnen so völlig fremdartigen Stadt, denn zeit ihres Lebens hatten sie sich für das alte Imperium Romanum nie interessiert. Pompeji und Herculaneum waren ihnen verschwommene Begriffe. Cumae sogar ein unbekanntes Fremdwort.

Beide hatten sich an diese bequemen römischen Sandalen gewöhnt. Es war ein Genuß, sie zu tragen und damit zu laufen.

Mente und Trifallini stellten wie auf Kommando ihr Flüstern ein, als sie Hufschlag herankommen hörten. Sie drückten sich noch ein Stück tiefer in die Hausecke. Der kalkweiße Anstrich der niedrigen Hausfront stellte eine erstklassige Tarnfarbe dar.

Eine Reitergruppe, zehn oder elf Mann stark, ritt ahnungslos an ihnen vorüber. Luigi und Arturo atmeten erleichtert auf, als sie den Hufschlag verklingen hörten. Irgendwo bellten Hunde. Die alten Römer mußten auch schon Tiernarren gewesen sein.

»Jetzt aber nichts wie weg!« flüsterte Trifallini, der sich an seine Zahnlücke schon gewöhnt hatte und durch das Loch beim Sprechen nicht mehr pfiff.

Der feuerspeiende Vesuv war ihr Wegweiser.

Ab und zu stolperte einer, denn asphaltglatt waren die antiken

Straßen noch nicht gewesen. Aus dem Tempelbezirk und dem Wohnbereich der Nobiles gelangten sie ins bürgerliche und dann ins Armenviertel am Rande der kleinen Stadt, in der mehr Griechen als eingesiedelte Römer wohnten.

Wie aus dem Boden gewachsen tauchten drei römische Soldaten auf, die vom Castell XXXII ihre gewohnte nächtliche Streife gingen.

»Dämonenbeschwörer!« schrie der Boß der dreiköpfigen Gruppe, der schon in Kleinasien und Rhaetia Noricum bewiesen hatte, keine Furcht zu kennen. Aber Dämonenbeschwörer waren für ihn das rote Tuch. Er haßte sie wie die Pest, weil er sie einmal bei ihrem Hokuspokus heimlich beobachtet hatte.

Er kannte diese Erzschwindler!

»Drauf! Schlagt sie zusammen!« schrie er seinen beiden Männern zu.

Luigi Mente und Arturo Trifallini verstanden kein Latein, aber an der Musik im Ton erkannten sie, daß man ihnen ans Fell wollte. Sie jedoch wollten gern noch ein bißchen leben.

Brigadiere Trifallini war knapp einsachtzig groß und zweiundachtzig Kilo schwer; Luigi Mente, Carabiniere, wies einen Meter neunundsiebzig auf und ein Kilo mehr als sein Kumpel. Dagegen waren die Römer mit ihrer durchschnittlichen Größe von einem Meter fünfundfünfzig Gartenzwerge.

»Ostia madonna!« brüllte Arturo Trifallini, der ihre bedrohliche Lage erkannt hatte. Mehr kam nicht über seine Lippen. Der deftige Fluch reichte auch Luigi. Auf der Polizeischule hatten sie eine Abart von Karate gelernt. Die drei römischen Soldaten bekamen das Wunder von Cumae am eigenen Leib zu spüren. Ihre Schilde machten sich selbständig. Ihre Kurzschwerter gingen allein auf die Reise. Mit einem Schulterwurf brachte Mente dem Boß des dreiköpfigen Teams das Fliegen ohne Tragflächen und Fahrgestell bei. Lautlos sackte der linke Gegner von Trifallini zu Boden. Ein Handkantenschlag hatte ihn außer Gefecht gesetzt, und bevor dessen Kollege begriff, was über sie hereingebrochen war, hatte er auf einmal den entsetzlichen Eindruck, daß es viel mehr Sonnen am Nachthimmel gäbe, als er es sich vorstellen konnte. Das riesengroße, schwarze Loch, das sich blitzschnell vor ihm aufgetan hatte und in das er stürzte, jagte ihm keinen Schrecken mehr ein, denn auf der Reise in die abgrundlose Tiefe verlor er das Bewußtsein, weil er zum Schluß mit dem Hinterkopf aufs Straßenpflaster gekracht war.

Der Kampf der beiden gegen die drei römischen Soldaten hatte keine halbe Minute gedauert. Beide schalteten sofort. Instinktiv hatten sie begriffen, daß sie mit diesem weißen Kostüm sich nur Ärger einhandelten.

Dann tobten beide über die Körpergröße der alten Römer.

Luigi paßte der Helm. »Meiner hat 'nen Wasserkopf!« stellte er

lakonisch fest. Arturo mußte seinen Helm mit Gewalt über seinen Schädel treiben. Für eine Viertelstunde hielt er den Druckschmerz schon aus. Aber der Brustpanzer wollte nicht passen, bis Mente die verstellbaren Lederriemen auf der Rückseite entdeckte. Die Lederschlaufen hinter dem Schild waren für ihre Hand und den Unterarm auch ein wenig zu eng. Zur Not aber ging es.

»Und was machen wir mit den Brüdern?« fragte Luigi Mente so lieb wie ein Kommunionkind.

Arturo machte es ihm mit einer Riesenportion Wut im Bauch vor. Er riß sein Weißgewand in Streifen, und aus den Streifen wurden solide Fesseln. Ein paar Schritte weiter gab es einen halb zerfallenen Bau, und hinter dessen ruinenhaften Mauern kam die römische Streife, einwandfrei gefesselt und geknebelt, zu liegen.

Dann rannten zwei römische »Soldaten«, außergewöhnlich groß, vorbei an den letzten Häusern von Cumae aus der Stadt.

Der feuerspeiende Vesuv war ihnen Kompaß. Bloß wohin sie die Flucht führte, davon hatten sie keine Ahnung.

Ein einzeln stehendes Haus oder ein Gutshof tauchte vor ihnen auf. Sie verlangsamten ihr Tempo. Dann sahen sie Lichter, die sich bewegten. Wie angewurzelt blieben sie stehen. Die Stimmen klangen deutlich durch die Nacht, nur verstanden sie kein Wort. Ein Pferd wieherte. Zwei Hunde bellten. Der Vesuv spie in diesem Moment kräftiger Feuer und erhellte einen Teil von Cumae und Umgebung. Mente und Trifallini sahen eine kleine Gruppe Menschen.

»Alors comme alors…«, klang es deutlich durch die Nacht.

Arturo Trifallini erstarrte, denn er beherrschte französisch wie seine Muttersprache. »Kommt Zeit, kommt Rat«, hatte er gerade einen Dritten sagen hören.

Im alten Imperium Romanum!

Auf französisch!

Das gab es doch nicht!

Er hielt sich an Luigi fest. Der hatte das nicht so gern und wollte die Hand abschütteln. Trifallini nahm es nicht wahr. Er schüttelte seinen Kollegen.

»Luigi«, flüsterte er erregt und kaum fähig zu sprechen, so trocken war sein Mund geworden, »gerade hat jemand da drüben auf französisch gesagt: Alors comme alors! Luigi, da ist auch so ein armes Schwein, wie wir arme Schweine sind…«

Sie wußten gar nicht, wie arm sie dran waren, denn Schreie gellten ihnen von allen Seiten her in die Ohren, und von allen Seiten spie der nachtdunkle Boden Angreifer aus, die mit langen Knüppeln erbarmungslos auf sie einschlugen.

Da halfen den Beamten der italienischen Straßenpolizei weder Karate, noch die Schilde der römischen Soldaten und deren

Kurzschwerter.

In seiner hoffnungslosen Verzweiflung schrie Arturo Trifallini, als er unter einem Hagel von Knüppelschlägen zu Boden ging: »Aiuto…! Aiuto…!«

Aber niemand kam ihnen zu Hilfe. Im Gegenteil, die Überzahl schien noch größer geworden zu sein, und gnadenloser denn je knüppelte man auf sie los.

Nicht einmal die mitleidige Bewußtlosigkeit nahm sie in ihre Arme. Im Besitz aller Sinne durchrasten sie eine Hölle an gräßlichen Schmerzen.

»Mama mia!« schrie Luigi Mente in seiner unendlichen Verzweiflung und sah dann schon wieder Sonnen am Nachthimmel. Eine Hand preßte sich auf seinen Mund und verschloß ihn.

Er wie sein Kumpel Arturo hatten schon lange keine Kraft mehr, sich gegen dieses gnadenlose Prügeln zu wehren.

Apathisch lagen beide am Boden und ließen stumpfsinnig das Schreckliche über sich ergehen.

***

Zamorra konnte den Augenblick nicht vergessen, in dem ihm Mater-Domina gestanden hatte, daß die Seherin Sibylle von Cumae ihre ältere Schwester sei und Domdonar der Sohn der Seherin.

»Dann bin ich ja hier in Kampanien zwischen neunzig und achtzig vor der Zeitwende gelandet«, hatte Zamorra gesagt und damit die Mater-Domina verwirrt, denn mit dieser Zeitbestimmung konnte die alte Frau, die über ungewöhnlich starke Parakräfte verfügte und die die schwarze Magie beherrschte, nichts anfangen. »Wie lange reitet man bis zur Grotte der Sibylle, Mater-Domina?«

Er hinderte sie nicht daran, daß sie ihn »filius« nannte - Sohn. Er spürte die Liebe, die sie ihm aus ganzem Herzen schenkte, und hin und wieder hatte er in dieser kurzen Zeitspanne den Verdacht gehabt, daß sie in ihm ihren leiblichen Sohn sähe. Sollte er ihr diesen Glauben nehmen? Sollte er ihr sagen, daß er ein Mensch aus einer ganz anderen Zeit wäre?

»Was willst du in der Grotte der geweihten Bücher, Troija?«

Jetzt hätte er ihr die Wahrheit sagen müssen, aus einer fernen Zukunft zu stammen, in der niemand mehr genau angeben konnte, wo einstmals Thule gelegen hatte, aber er sagte ihr diese Wahrheit nicht.

»Mater-Domina, du hast mir den Weg aufgezeichnet, den ich gehen muß, denn über deine Schwester Sibylle will ich zu Domdonar. Ich habe noch einiges mit ihm abzurechnen.«

Er wollte über Domdonar in seine Zeit zurückkehren, vorher aber diesem Magier und seinen teuflischen Luciferen das Handwerk legen. Ein Plan, der ihm selbst nicht ganz geheuer war.

Der Name Domdonar klang irgendwie nach. Im gleichen Moment fühlte der Professor, wie das Amulett auf seiner Brust wärmer wurde, ein Beweis, daß übernatürliche Kräfte anwesend waren.

Er, der gerade seine kostbare Toga betrachtet hatte, die er gegen die primitive Kleidung ausgetauscht hatte, die er im Badehaus an sich genommen, warf von unheimlicher Ahnung erfaßt Mater-Domina einen forschenden Blick zu und begriff, warum das Amulett seine Brust zu verbrennen drohte.

Mater-Domina hatte aus einem ihm völlig unverständlichen Grund die Kräfte der Finsternis und der Hölle gerufen; ihre Zuneigung zu Zamorra hatte sich in abgrundtiefen, unmenschlichen Haß verwandelt. Ihre kohlenschwarzen Augen glühten wie die einer Wahnsinnigen. Ihre Hände waren zu widerlich anzusehenden Krallen geworden, und Geifer stand in ihren Mundwinkeln.

Da sprang eine Bestie unter dem niedrigen Tisch hervor, ein katzenhaftes, langgestrecktes Raubtier unbekannter Rasse. Zamorra warf sich zur Seite, riß ein Liegebett um und drohte, auch zu Fall zu kommen. Mater-Domina war zur Furie geworden und hatte von vier Öllichtern schon drei ausgeblasen. Nur schemenhaft war im kostbar eingerichteten Speiseraum der Alten alles noch zu erkennen.

Die Bestie stank nach Schwefel und Phosphor; so glühten auch die Lichter der über anderthalb Meter langen Katze, die bis zur Wand zurückgegangen war und sich zum Sprung duckte. Der Parapsychologe hatte gerade nach dem Amulett gegriffen, um die darin schlummernden Kräfte zu mobilisieren, als die Dunkelheit den Raum beherrschte. Nur die Lichter der Katze glühten und - Merlins Zauberschutz.

Er hörte Mater-Domina kichern, wie Verrückte kichern. Die Alte mußte ihren Verstand verloren haben. Eben war er noch ihr filius - ihr Sohn Troija -, und jetzt wollte sie ihn mit Hilfe der schwarzen Magie vernichten.

Das Amulett in seiner Hand drohte, ihm die Finger zu verbrennen. Das übersinnliche Schutzfeld, das ihn von einem Augenblick zum anderen umschloß, war jetzt kein absoluter Schutz mehr gegen die dämonischen Höllenmächte. Er mußte auf der Hut sein, vor allem vor dieser tückischen Katze, die dennoch nur ein Produkt der Finsternis war - und darum so gefährlich.

Und er durfte Mater-Domina nicht vergessen, die wahnsinnig gewordene Frau mit ihren unheimlichen Parakräften.

Zamorra bekam keine Zeit zu überlegen oder auch nur den Ansatz zu einem Plan zu fassen.

Die Bestie sprang ihn an.

Und er sprang ihr entgegen!

Er tat es aus dem Instinkt heraus.

Mit dem Amulett in der Hand und das weit von sich gestreckt.
Er schrie Merlins Namen!
Er nannte ihn den »Großen« - Maximus!
Ungeheuer war die Wucht des Zusammenstoßes von Raubtier und Mensch. Das magische Schutzfeld konnte den Aufprall nicht kompensieren. Zamorra kam zu Fall, stürzte in der Dunkelheit über ein Möbelstück, und dann war das dämonische Ungeheuer über ihm und versuchte, die unsichtbare Sperre zu zerstören, um den Professor dann zu zerfleischen.
Sein Verstand setzte aus, als eine rosarote Lichtflut aus allen Richtungen aufflammte, und mitten in diesem auf- und abschwellendem Licht stand Mater-Domina, die Hände ausgestreckt und wie zum Segnen gehalten, und über ihre blutleeren, faltenvollen Lippen flossen unhörbare Worte.
Zamorra hörte das dämonische Raubtier voll tierischer Wut heulen. Es wich vor der alten Seherin, die furchtlos auf es zuging, zurück. Zamorra nutzte die Chance, stand wieder, entfesselte seine nicht schwachen Parakräfte, strahlte sie der Bestie zu und verfolgte mit Erleichterung, wie sie in einer sich verquirlenden schwarzen Rauchwolke verging…
Das helle Leuchten seines Amuletts klang ab, und es kühlte ab. Die Temperatur sank, wie die rosarote Lichtflut schwächer wurde. Er hörte Mater-Domina nach Sklaven rufen, und dann brannten die vier Öllichter an den Wänden wieder.
»Troija«, sagte sie, und es klang wie eine Bitte um Verzeihung, »beide haben versucht, uns mit den Kräften der Unterwelt zu vernichten, meine Schwester und ihr Sohn, und ich war für kurze Zeit ihr Werkzeug. Ihr Götter, wärest du doch mein filius Troija.«
Zamorra hielt nichts mehr im Haus der greisen Frau. Er fieberte danach, zu der Grotte zu kommen, in der diese Sibylle hauste und auf eine Handvoll Schriftrollen aufpaßte, deren Inhalt mehr als geheimnisvoll war. Der Professor war bereit zu schwören, daß er nur über Mater-Dominas Schwester wieder in seine Zeit und nach Florenz zurückfinden würde.
»Ja, Troija, du bekommst ein Pferd, aber du wirst nicht allein zum Averner See reiten. Ich gebe dir sieben Männer mit, die mit ihrem Leben für deine Sicherheit bürgen. Erinnere dich der schauerlichen Umgebung, um den See herum und daß der Eingang zur Unterwelt dort auch zu finden ist. Meine teuflische Schwester hat gewußt, warum sie neben dem Tor zur Hölle die Grotte als den Ort auswählte, wo sie über die wahrhaftigen Bücher wacht.«
Mater-Domina führte das durch, was sie gesagt hatte. Acht Pferde waren gesattelt und vor das Landgut geführt worden. Sieben schwerbewaffnete Männer, zum Teil Sklaven, umstanden Zamorra

schweigend. Sie wußten, was sie zu tun hatten. Die Befehle ihrer Herrin waren stets klar und unmißverständlich gewesen.

Plötzlich gab es ein wenig abseits Lärm, der immer lauter wurde. Ein Mann kam laufend heran und rief auf griechisch: »Wir haben zwei Luciferen überwältigt! Sie wehrten sich wie die Titanen, aber es half ihnen nichts.«

Wie unter einem Peitschenhieb war Zamorra zusammengezuckt.

Narrte ihn sein Gehör oder hatte er tatsächlich einen Mann auf italienisch um Hilfe rufen hören?

Der Anführer der kleinen Reitergruppe sagte ihm, es sei Zeit aufzusitzen, denn bis zum Averner See habe man eine gute Stunde zu reiten. Da zuckte Zamorra wieder zusammen, und jetzt wollte er klar und deutlich den Aufschrei: »Mama mia!« gehört haben.

Italiener im alten Imperium Romanum und auch hier im schönen Kampanien, von dem er bisher nicht viel Schönes gesehen hatte?

»Laßt mich mal!« sagte er barsch und bahnte sich den Weg zu der Stelle, wo Männer der Mater-Domina zwei Luciferen niedergeschlagen hatten, die Titanenkräfte besessen haben sollten.

Am Kampfort machte man ihm Platz. Vom Gut her kam jemand, der ein Öllicht trug. Im Haus mußte man den Höllenlärm auch gehört haben, und jemand hielt nun Nachschau.

Der Professor nahm ihm das Öllicht aus der Hand und leuchtete in zwei Gesichter, die leicht beschädigt waren. Sie erzählten dem Professor nichts, aber die Körpergröße der beiden Niedergeschlagenen ließ Zamorra aufmerken, und das zwang ihn zum Niederknien.

Einer rührte sich, bewegte den Kopf, dann die Lippen, und unwillkürlich hielt Zamorra den Atem an, denn nun hatte er einwandfrei den Unbekannten die unfeine Bemerkung sagen hören: »Oh, questi porci…!«

Wer mit den »Schweinen« gemeint war, konnte sich der Professor denken. »Holt Wasser, handwarmes Wasser und bringt Tücher mit!« befahl er.

Drei Männer kamen mit den gewünschten Dingen. In der Zwischenzeit hatte Zamorra mit Brigadiere Trifallini ein Gespräch begonnen. Der Name Florenz fiel, die Via dell'Aretino wurde erwähnt und ein Alfa, der gegen die Hauswand eines ehrwürdigen Palazzos gekracht war.

»Mio dio!« stieß Trifallini fassungslos aus. »Dann waren Sie das, der bewußtlos hinter dem Steuer lag, Signore Professore?«

Sie unterhielten sich im feinsten toskanischen Italienisch. Luigi Mente, inzwischen auch wieder ein wenig fit, hörte zu und begriff nichts, aber es war auch ihm ein Trost, daß er und Arturo nicht allein in diesem verdammten Imperium Romanum herumstrolchten und nicht wußten, wie sie wieder in ihre Zeit nach Hause kommen

konnten. Wovon sprach dieser Professor?

Von der berühmtesten Seherin der römischen Zeit, von einer Sibylle von Cumae, und die hauste in einer Grotte an einem alten Kratersee und sollte auf alte Schriftrollen aufpassen?

»Si«, sagte dann auch Luigi Mente, »natürlich reiten wir mit zu dieser Hexe. Was bleibt uns denn anderes übrig?«

Ganz wohl fühlte sich der Parapsychologe nicht in seiner Haut, denn was zuerst nach einer Verstärkung seiner Lage ausgesehen hatte, war bei näherem Betrachten mehr oder weniger Belastung. Wie sollte er den beiden Beamten von der Straßenpolizei glaubhaft erklären, daß er einen verzweifelten Kampf gegen höllische Kräfte der Finsternis führte und sie drei es diesen Mächten zu verdanken hatten, in die Zeit des alten römischen Weltreiches geschleudert worden zu sein?

Wenn er ihnen damit kam, würden sie ihn glatt auslachen und ihn für einen ausgewachsenen Spinner halten.

Was aber sollte er, Zamorra, tun, wenn er und diese beiden Italiener plötzlich mit den Dämonen und Bestien der Finsternis konfrontiert wurden? Dann war ihre Hilflosigkeit für ihn der berüchtigte Klotz am Bein, der ihnen das Leben kosten konnte.

Aber sich von ihnen zu trennen, ließ Zamorras Ehrgefühl nicht zu. Er hatte in diesen sauren Apfel zu beißen, und er biß kräftig hinein.

Schnell waren zwei weitere Pferde gesattelt, und dann ritt die zehnköpfige Gruppe in Richtung des Averner Sees durch die warme kampanische Nacht.

Das Amulett auf Professor Zamorras Brust war und blieb kalt.

Noch…

***

Sibylle, die als Seherin von Cumae in die Geschichte eingehen sollte, starrte ihren Sohn Domdonar an, als sei er ein Ungeheuer von einer anderen Welt. In den alten, knöchernen Händen hielt sie eine Schriftrolle. Durch die Grotte, deren Decke bei dem spärlichen Licht nicht zu erkennen war, zog eiskalter Lufthauch, aber sie verspürte ihn nicht.

Ihre strichdünnen, blassen Lippen zuckten, und Geifer lief über ihr langgestrecktes, häßlich anzusehendes Kinn. Sie atmete erregt, strich über ihr strähniges Haar und schüttelte den Kopf.

»Er… er soll Gefahr für mich sein? Für mich, die Seherin? Für mich…?« Dämonische Gluten loderten in ihren dunklen Augen auf, die erschreckende Ähnlichkeit mit Mater-Dominas kohledunklen Augen besaßen. Stärker als zuvor zuckten ihre Lippen. Sie zog die Schriftrolle ein Stück weiter auf. Gierig verschlang ihr Blick die Zeilen.

»Du wirst kommen, um hier zu sterben! Die Dämonen der ewigen Finsternis werden dich zerfleischen und deinen Geist vernichten, denn

sie sind stärker, als du es bist. Hier steht es geschrieben. Hier…«, und wie eine Fahne bewegte sie vor Domdonar, der alles mit ausdruckslosem Gesicht verfolgt hatte, die Schriftrolle, und ihr hexenhaftes Lachen erfüllte die Tiefe der Grotte, in der es eiskalt wehte und in der es trotzdem nach Schwefel und Phosphor roch.

Tückisch war ihr Grinsen und diabolisch ihre Freude. Die Freude, den »Drei Krallen der Finsternis« bei der Vernichtung jenes Feindes zu helfen, der den Luciferen ein Hindernis sein wollte.

Sie mordete doch so gern… sie, Sibylle von Cumae.

»Unterschätze diesen Mann nicht!« warnte Domdonar, der sie weder mit Mutter ansprach noch mit ihrem Namen. Etwas unsichtbar Trennendes hatte zeitlebens zwischen ihnen gestanden.

Domdonar hatte es nie herausfinden können, was es eigentlich war.

»Darum bist du gekommen, Domdonar? Du bist nicht gekommen, um mir zu sagen, daß er dir überlegen ist? Daß ich dir helfen soll?«

Er blickte sich suchend um, fand einen Platz, wo er sich niederlassen konnte, rückte das Fell zurecht und ließ sich auf einem Schemel nieder.

Einer hatte die Anwesenheit des anderen vergessen.

Ein jeder wartete auf die Ankunft des Mannes aus Florenz.

Sie waren ein seltsames Gespann - Mutter und Sohn.

Tief im Hintergrund der kostbar ausgestatteten Grotte flackerte ein kleines Feuer. Es kam aus dem Felsboden. Es brachte den Schwefel- und Phosphorgeruch heran. Es brachte aber auch das Wasser in einem rußgeschwärzten, schmiedeeisernen Kessel zum Sieden, der über dem Feuer an einem Dreibein hing.

Auf dieses Erdenfeuer ging Sibylle zu, als sei sie in Trance versunken.

Sie ging wie eine Nachtwandlerin.

Sie hörte den Hufschlag nicht, der draußen unmerklich lauter wurde. Aber Domdonar hörte ihn. Er erhob sich und trat nach draußen in die Nacht. Mit der Grotte der wahrhaftigen Bücher im Rücken blieb er stehen und wartete.

Er fühlte, wer kam.

Die Mächte der ewigen und dämonischen Finsternis hatten es ihm gesagt.

Der Mann kam, der ihn gezwungen hatte, Florenz fluchtartig zu verlassen.

***

Bill Fleming mit seinen weit geöffneten Augen brachte nicht einmal ein Blinzeln zustande, als eine Nachtschwester eintrat und das Licht angeschaltet hatte. Nach wie vor konnte er kein Zeichen geben, alles zu sehen, zu hören und zu verstehen - und auch zu fühlen.

Sie beugte sich über ihn, fühlte seinen Puls, und er hörte sie

murmeln: »Zustand unverändert. So was habe ich noch nie erlebt…«

Und der Naturwissenschaftler in seiner ganzen Ohnmacht und Hilflosigkeit sah sie wieder von seinem Bett zur Seite treten und hörte sie das Zimmer verlassen. Als die Dunkelheit wieder hereinbrach, übermannte ihn der maßlose Zorn, aber der war nicht stark genug, um die unsichtbaren Fesseln der schwarzen Magie zu sprengen.

Er, Bill Fleming, war und blieb ein Nichts im »Manicomio provinciale«.

In der geschlossenen Abteilung.

***

In der »Psichiatria San Agnese« verzweifelte Nicole Duval.

Nicht allein, daß sie angeschnallt auf dem Bett lag, zusammen mit drei ewig lallenden Geisteskranken das Zimmer teilen mußte, sondern daß es bisher Zamorra nicht gelungen war, sie aufzufinden. Er, der doch so oft schier Unmögliches fertiggebracht hatte.

Und warum hämmerte hinter ihrer Stirn ein Wort, daß sie nicht begriff: Domdonar…! Und immer wieder dieses eine Wort, dabei sagte ihr irgend etwas, daß ihr dieses Wort wohlbekannt sei.

Domdonar…?

Zamorra, warum kommst du nicht und holst mich hier heraus? Warum bloß nicht?

Domdonar…

Aber die unsichtbaren Fesseln der ewigen Finsternis ließen ihren Körper und einen Teil ihres Geistes nicht los.

Domdonar…

***

Sextus hieß der Mann, der die kleine Reitergruppe der Mater-Domina kommandierte.

Zamorra hatte schnell herausgefunden, daß dieser Römer über mehr Wissen verfügte als alle anderen Männer.

»Ja, Herr, zwei griechische Sklaven haben mir Lesen und Schreiben beigebracht und immer wieder von den Göttern Hellas' und des großen Imperiums erzählt. Aber wer diese Luciferen sind, von denen man zu sprechen beginnt, das weiß ich auch nicht.«

Und er hatte vergessen, Mater-Domina deswegen zu befragen.

Lucifer gleich Lichtbringer. Aber Lucifer war in der Hölle gelandet. Behauptete man, und Zamorra zweifelte daran nicht. Darum klang ihm der Name Luciferen so schlecht in den Ohren.

»Wer ist Domdonar, Sextus?«

Wie aus der Pistole geschossen kam die Antwort. »Mater-Domina sagt immer, er sei ein böser Zauberer, und ich glaube es auch. Aber warum das Hohe Gericht noch nie versucht hat, ihn wegen Zauberei vor Anklage zu stellen, versteht kein Mensch. Manche sagen, die Seherin

Sibylle schütze ihn. Es gibt sogar eine Handvoll Menschen, die wissen wollen, daß Domdonar der Sohn der geweihten Seherin ist.«

Das Thema Luciferen konnte Zamorra vorerst ruhen lassen. Spekulationen brachten ihn in solchen Angelegenheiten nie weiter.

Er klopfte Sextus, der neben ihm ritt, auf die Schulter. »Du weißt, wo Domdonar wohnt?«

»Aber ja, Herr. Er hat ein Haus mitten in Cumae, und er hat ein zweites, größeres am Rande der Stadt. Willst du nun nicht mehr zur Grotte der wahrhaftigen Bücher, sondern nach Cumae?«

»Nein, ich will zur Grotte.«

»Die werden wir bald erreicht haben, Herr.«

Nach knapp zehn Minuten sagte Sextus: »Gleich sind wir da.«

»Dann laß halten, Sextus.« Er drehte sich nach den beiden Italienern um, die er angewiesen hatte, dicht hinter ihm zu reiten. In der Dunkelheit konnte er kaum etwas sehen. Darum fragte er: »Sind Sie da, Signori?« Sie meldeten sich.

Zamorras Amulett hatte sich auch schon gemeldet und begann, immer wärmer zu werden.

»Signori, Sie beide bleiben bei Sextus und seinen Männern und warten, bis ich zurückkomme.«

»Und wenn das nicht der Fall sein sollte, Professore?« fragte Trifallini, der viel lieber in der Nähe Zamorras geblieben wäre, denn der kannte sich doch in dieser verdammten Gegend und unheimlichen Antike erstklassig aus. Der konnte sich in zwei Sprachen mit den Leuten hier unterhalten, sie aber verstanden kaum ein einziges Wort.

»Wenn ich nicht zurückkommen sollte, dann versuchen Sie beide, mit Sextus Mater-Domina zu erreichen. Sie wird Ihnen helfen. Nur werden Sie dann Florenz nie wiedersehen. Bereiten Sie sich darauf schon seelisch vor.«

»Feiner Trost«, knurrte Luigi Mente aus dem Dunkeln heraus, »aber immer besser als in so einem Tempel zur Salami geräuchert zu werden. Kommen Sie bald und gesund wieder, Professore.«

Das wünschten ihm Trifallini und der Römer Sextus auch.

Zamorra glitt vom Pferd, drückte Sextus die Zügelleine in die Hand und verschwand in Richtung der Grotte, die der Römer im angezeigt hatte.

Das Amulett auf seiner Brust war heiß geworden. Unwillkürlich holte er es hervor und umschloß es fest.

Er ahnte, daß er auf eine Gefahr zuging, von der er sich kein Bild machen konnte.

Irgend etwas im Bereich seines Parasektors begann, ihn zu warnen. Undeutlich, unklar zu warnen. Er versuchte, es nicht mit Gewalt zu begreifen, denn er kannte diese Erscheinung. Sie mußte sich aus sich selbst heraus entwickeln und die Kraft finden, sich ihm gegenüber klar

auszudrücken.
Im Para-Bereich!
Domdonar…
Die Seherin Sibylle war seine Mutter, und sie behütete in der Grotte der wahrhaftigen Bücher die rätselhaftesten Schriftrollen des Altertums. Sie, die Geweihte.
Warum hatte ihm Mater-Domina nicht gesagt, daß die Seherin geweiht worden war?
Hatte Mater-Domina diese Weihe nie erhalten?
Und in diesem Ganzen bewegten sich die Luciferen.
Zamorra konnte sich nicht erinnern, jemals von ihnen gehört oder über sie gelesen zu haben. Er, ein Experte, was alchimistische und magische Schriften betraf, hatte auch nicht die kleinste Andeutung über Luciferen in Kampanien gelesen.
Aber auch keine einzige über Domdonar, den Hellseher!
Wie ein Blitz schoß dem Professor die Frage durch den Kopf: Habe ich nicht einmal fest angenommen, daß Domdonar mit seinen Börsenspekulationen in unheimlich kurzer Zeit eine Milliarde gemacht hat? Zur Hölle, was macht ein Mensch aus der Antike mit so viel Geld in der Neuzeit? Und warum bestand Domdonars Klientel fast ausschließlich aus Bankiers?
Zamorra stolperte, aber nicht über einen Stein, nicht über eine Stufe.
Er war über ein unsichtbares Hindernis gestolpert!
Die schwarze Magie trat ihm schon weit vor der Grotte entgegen und versuchte, ihn daran zu hindern, sich ihr noch mehr zu nähern.
Der Parapsychologe hatte alle überflüssigen Fragen abgeschaltet und sich ganz und gar auf sein Ziel und seine Aufgabe konzentriert: Er mußte über die Seherin Sibylle Kontakt zu Domdonar finden, um ihn dann zu zwingen, sie drei wieder nach Florenz und in ihre Zeit zurückzuversetzen.
Da schlug die Warnung wie ein Blitz bei ihm durch. Klar und deutlich: *Achte auf die Bücher der Hölle!*
Unwillkürlich war er stehengeblieben. Er fühlte so etwas wie Leben in dem unschätzbar kostbaren Amulett, das ein Teil des großen Magiers Merlin war und Jahrhunderte überlebt hatte.
Achte auf die Bücher der Hölle!
Damit konnten nur die Sibyllinischen Bücher gemeint sein, die die Seherin in der Grotte behütete.
Bücher der Hölle!
Welch ein höllisches Gespann waren dann Mutter und Sohn - Sibylle und Domdonar?
»Merlin«, flüsterten Zamorras Lippen.
Er hatte keine Angst.
Noch nicht.

Er starrte in die Nacht. Er sah weder den Sternenhimmel, noch roch er den Duft von Blumen und Blättern. Er hörte nicht das Singen der Nachtigallen, noch sah er die Flammenfackeln aus der Krateröffnung des Vesuvs in die Höhe schießen.

Er, der sich in der Nähe der Grotte der wahrhaftigen Bücher befand, befand sich auch in der Nähe des Einganges zur Unterwelt - dort, wo Lucifers Reich begann.

Und da kam Angst über Zamorra. Nackte, kreatürliche Angst. Der Handschweiß machte sich bemerkbar. Schweiß perlte von seiner Stirn. Sein Atem flog, als ob er einen gewaltigen Endspurt hinter sich gebracht hätte. Und dann wurde die Nacht lebendig.

Von allen Seiten kamen sie heran. Ganz langsam. Ganz schwach leuchtend. Die unbeschreiblichen Dämonen der ewigen Tiefe und die mörderischen Geister der eiskalten Hölle. Und je näher sie kamen, um so körperlicher wurden sie, um so kompakter, stabiler.

Er hörte die Bestien atmen.

Er roch ihren fauligen Atem.

Er hielt ihnen sein Amulett mit ausgestreckter Hand entgegen, aber sie schienen es nicht zu sehen, oder es hatte in diesem Augenblick keine Wirkung mehr.

Sie hatten ihn umzingelt und kamen Schritt um Schritt näher. Auch die Dämonen. Nichts schwebte. Alle Höllenkreaturen waren eins mit dem Boden. Und der Boden begann, unter dem vielfachen Schritt zu dröhnen. Als ob eine Armee heranmarschierte. Ein Meer von gräßlich anzusehenden Ungeheuern in den schillerndsten, heimtückischsten Farben, angefangen vom schmutzigen Rot über fahles Gelb bis zum satanischen Kobaltblau. Teuflisch das Langsame der Übermacht. Als wollte sie ihm ihre Unbesiegbarkeit demonstrieren.

Zamorra zitterte am ganzen Körper. Er wußte, daß sein magisches Schutzfeld nicht stark genug war, um dieser Macht zu widerstehen. Da kam etwas aus der nachtdunklen Höhe herab.

Das Gesicht einer Hexe über ihm wurde immer deutlicher, immer brutaler in seinem Ausdruck. Dämonische Gluten aus dunklen Augen loderten ihn an, der nur noch Blick für dieses alte Weib hatte. Und Zamorra wußte, wer sie war: Sibylle, die geweihte Seherin und Hüterin der Bücher der Hölle. Ihre blassen, strichdünnen Lippen zuckten, und Geifer lief über ihr langgestrecktes, häßliches Kinn.

Zamorra heißt du! verstand er mit seinen Sinnen, um von einem grellen Blitz geblendet die Augen zu schließen.

Als er sie wieder öffnete, war er allein.

Das Gesicht der Seherin über ihm war verschwunden und mit ihr die Bestien und Dämonen, die von schwarzen Höllenkräften hinauf auf die Erde und zu ihm geschickt worden waren. Aber nach wie vor brannte das Amulett in seiner Hand, und nach wie vor peitschte ihn

unbeherrschbare Angst.
»Merlin Maximus«, flüsterten seine trockenen Lippen, aber der größte aller Magier gab sich ihm nicht zu erkennen.
Langsam setzte Zamorra sich in Richtung auf die Grotte wieder in Bewegung.
Achte auf die Bücher der Hölle! schrie die Warnung in ihm. Achte darauf…

***

Die sieben Römer und die beiden Italiener zitterten am ganzen Leib. Jeder hatte diese gräßlichen Bestien und Dämonen, aber auch das Gesicht einer alten Hexe gesehen, und wiederum war es Sextus, der dieses Gesicht kannte.
»Ihr Götter!« stieß er aus. »Die geweihte Seherin wird den Gast unserer Mater-Domina vernichten. Sie, nur sie, kann mit den Zaubersprüchen aus den wahrhaftigen Büchern die Mächte der Unterwelt gerufen haben…«
»Luigi«, flüsterte der geschockte Brigadiere Trifallini, »wenn ich nicht wüßte, daß wir tatsächlich im alten Kampanien wären, ich würde an einen blöden Horrorfilm glauben, den man vor uns hat ablaufen lassen. Mann, Luigi, Florenz und diesen Professore sehen wir nie mehr wieder. Merda!«
Ihre Lage war wirklich bescheiden.
Sextus gab leise seine Befehle. Er zog es vor, sich mit seinen Männern und den beiden Fremden weiter von der Grotte abzusetzen. Für ihn gab es diesen Gast seiner Herrin nicht mehr. Er hatte ihn abgeschrieben. Die Reiter nahmen ihre Pferde herum, Sextus rief den Italienern auf lateinisch zu: »Kommt mit!«, aber dann hatte er mit ihrem Protest nicht gerechnet. Was sie ihm an den Kopf warfen, verstand er zwar nicht, aber daß es keine Liebenswürdigkeiten waren, die er zu hören bekam, begriff der römische Haudegen schnell. Und Mente wie Trifallini hatten keine Makulatur gesprochen, sondern diesem siebenköpfigen Haufen an den Kopf geworfen, eine feige, hinterhältige Bande zu sein, die schamlos einen Menschen in seiner größten Not im Stich ließe.
Wut und Zorn wollten in Sextus Überhand nehmen. Am liebsten hätte er diese Fremden in sein zweischneidiges Kurzschwert laufen lassen. Dann siegte bei ihm doch die Vernunft, und, gegen sich selbst ehrlich, gestand er sich, daß er tatsächlich bereit gewesen war, den Gast seiner Herrin im Stich zu lassen.
Wenn bloß diese Dämonen und Bestien nicht gewesen wären, und vor allen Dingen nicht das grausame Gesicht der geweihten Seherin, der er schon dreimal in seinem Leben in die dunklen, gnadenlosen Augen hatte sehen müssen.

Er hatte schon immer Angst vor ihr gehabt…

Die überwand er jetzt. Er rief seinen Männern einen neuen Befehl zu. Widerworte klangen auf.

»Die wollen nicht, Arturo«, flüsterte Luigi.

Sie wollten tatsächlich nicht näher an die Grotte heran.

Da bewies Sextus, wer hier zu sagen hatte, und er zeigte den Italienern, wie grausam die Zeit zu Beginn der Zeitrechnung im alten Imperium war. Mit gezogenem Kurzschwert, ohne ein weiteres Wort zu sagen, drang er auf den lautesten Randalierer ein. Dann blitzte die Klinge im Sternenlicht auf. Ein Mann stieß einen Schrei aus, kippte aus dem Sattel, krachte zu Boden und atmete nicht mehr.

Sextus hatte gnadenlos das Leben eines Sklaven seiner Herrin ausgelöscht.

»Madonna!« stieß Trifallini aus. »Mio dio, haben die hier Sitten und Gebräuche…«

Dann ritt die achtköpfige Gruppe weiter durch die Nacht in Richtung auf die Grotte der wahrhaftigen Bücher zu, wohin der Professor vor knapp einer halben Stunde gegangen war.

Plötzlich prallte das Pferd von Sextus gegen ein Hindernis. Der Aufprall war so stark, daß der Reiter aus dem Sattel flog. Ein paar Herzschläge lang schrie der Römer vor Entsetzen auf. Im nächsten Augenblick waren Trifallini und Mente neben ihm. »Ecce! Ecce!« stieß Sextus wie geistesgestört aus und nahm die Hand eines jeden.

»O Santo Padre!« rief Trifallini und wich wie vor dem Leibhaftigen zurück. Sein Verstand wollte nicht wahrhaben, was er gefühlt hatte - eine unsichtbare Sperre! Eine Sperre, die eiskalt war und wie eine Mauer in die Höhe führte.

Eine Sperre, die sie daran hinderte, sich der Grotte noch mehr zu nähern.

»Hier hat der Satan seine Hand im Spiel«, sagte der zitternde Carabiniere Mente und bekreuzigte sich. »Das gibt's doch nicht! Das kann es doch gar nicht geben. Verdammt noch mal, Arturo, sag doch was… Sag was…!«

Der sagte auch etwas. »So, das kann es nicht geben? Und wieso sind wir in dieser beschissenen Zeit und im fremden Kampanien, und warum nicht in Florenz? Das kann es doch auch nicht geben, oder…?«

Hinter ihnen jagten die übrigen Sklavenreiter der Mater-Domina, von panischem Entsetzen verfolgt, durch die sternenklare Nacht davon.

Sextus unternahm nicht den Ansatz zu einem Versuch, die Männer aufzuhalten und zum Bleiben zu befehlen.

Ihm war vor Entsetzen und Grauen schlecht geworden.

***

Zamorra fühlte den Eingang der Grotte, aber er sah ihn nicht.

In der Ferne grollte der Vesuv.

War es ein warnendes Zeichen der Mächte der Finsternis, sich der Grotte der wahrhaftigen Bücher nicht noch mehr zu nähern? Das Amulett strahlte eine kaum zu ertragende Hitze aus. Sogar die silberne Kette, an der es hing, begann, sich zu erwärmen. Die Angst in Zamorra fand kein Ende.

Achte auf die Bücher der Hölle! hatte man ihm aus dem Para heraus zugerufen.

Es war kein Trost zu wissen, daß diese höllischen Bücher im Jahr 83 vor der Zeitwende vernichtet werden würden.

Zu spät für ihn. Viel zu spät.

Wenn nur nicht diese hundsgemeine Angst gewesen wäre. Und er konnte das Gesicht der Hexe Sibylle nicht vergessen. Es war furchtbarer anzusehen gewesen als das Heer der fürchterlichen Dämonen und Bestien.

Der ausgestreckte Arm mit dem Amulett in der geschlossenen Hand zitterte immer stärker. Der Professor wurde sich klar, daß er dem körperlichen Zusammenbruch nahe war. Die Nervenbelastungen der vielen letzten Stunden waren zu groß gewesen.

Da veränderte sich die Nacht. Das Schwarz vor ihm nahm ein anderes Aussehen an.

Kobaltblau!

Diese Farbe mußte mit der Seherin oder Domdonar zusammenhängen.

»Maximus…«, flüsterte Zamorra und dachte an den größten aller Magier, an Merlin, doch sein Suchruf brachte ihm keine Stärkung. Er war allein mit seinem Amulett und dem magischen Schutzfeld, das ihn umgab.

Das Leuchten des Kobaltblau nahm an Kraft zu. Es dehnte sich auch aus. Nach rechts und links, nicht in die Höhe. In diesem Bereich veränderte es sich nicht. Es schien dem Parapsychologen, als wolle die Leuchtfarbe ihm den Anblick des feuerspeienden Vesuvs nicht rauben.

Aus dem Kobaltblau schälten sich die Umrisse eines Mannes heraus, dessen glühende Augen der Blickfang waren. Zamorra erkannte ihn sofort wieder.

Domdonar, der Hellseher aus Rom und Florenz, stand vor ihm, aber zugleich auch der Kampanier, der ihn in die Antike und in jenen Bereich Italiens geschleudert hatte, der Jahrhunderte lang eine griechische Kolonie gewesen war.

Domdonar mußte ihn und die beiden italienischen Polizeibeamten wieder in ihre Zeit zurückbringen!

Mit seinen Parakräften und den Mächten, die in dem Amulett schlummerten, mußte er, Zamorra, es erzwingen können.

Aber das Wissen, nun vor Domdonar zu stehen, machte ihn nicht

sicherer. Erlöste ihn auch nicht aus der Angst.

Das Gegenteil war eingetreten. Der Professor konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Er selbst hatte den Eindruck, daß es gar keinen magischen Schirm mehr gäbe, der ihn vor den satanischen Kräften der ewigen Finsternis schützte.

Er fühlte sich nackt und wehrlos vor Domdonar, der immer deutlicher zu erkennen war. Das Pulsieren des Kobaltblau wurde intensiver. Die unsichtbaren Schwingungen brachten das Pulsen auf ein immer höheres Tempo. Zamorra war drauf und dran, sein Amulett fallen zu lassen, so glühte es in seiner Hand. Es war ihm keine Hilfe mehr. Es brachte ihm auch keinen Schutz.

Er fühlte sich verloren und drohte zusammenzubrechen.

Domdonars Gesicht tauchte weiß und bleich zugleich aus dem fürchterlichen Kobaltblau auf. Er hatte die Arme ausgestreckt und die Hände zu Krallen werden lassen. Diabolisch war das irisierende Feuer in den glühenden Augen des Hellsehers, dessen Mund sich jetzt öffnete und der in das Pulsen und in die Nacht hinausschrie: »Thremedar…! Thremedur…! Thremedon…!«

Da brüllte es in der Tiefe. Die Abgründe schrien wie eine rasende Herde gigantisch großer Bestien. Der Boden zitterte, und die Flammenfanale aus der Spitze des Vesuvs schossen wie Raketen in die Nacht hinauf. In einer Orgie aus Blitzen und wahnwitzigem Donnergrollen versuchte die Welt um Kampanien auseinanderzufliegen. Ein Ring lebensgroßer Fratzen umgab den Sohn der Seherin. Fratzen, die lebten und zu sprechen begannen. Trotz des Höllenlärms ringsum. Und Zamorra konnte sie verstehen.

Oder verstand er sie auf telepathischer Basis? Las er nur ihre Gedanken, die sie ihm zustrahlten?

Die »Drei Krallen der Finsternis« werden dir den Hals bis zur Luftröhre aufreißen, Zamorra, und dich dafür bestrafen, weil du versucht hast, die Luciferen daran zu hindern, dein Europa in deiner Zeit zu übernehmen!

Sein Europa in seiner Zeit…? Darum hatte Domdonar durch Bankspekulationen die Milliarde zusammengerafft! Aus der Antike heraus wollten Menschen, die sich mit den Kräften der Finsternis verbündet hatten, Europa zu einer Welt der Luciferen machen!

Der Professor begriff, daß das Schicksal seines Erdteils in seiner Hand lag. Er, der in die Zeit zwischen 90 und 80 vor Christi Geburt nach Kampanien verschlagen worden war, hatte von der Vorsehung den unerfüllbaren Auftrag erhalten, der Welt in seiner Zeit die Invasion teuflischer Lichtbringer zu ersparen.

Er schloß für einen Augenblick die Augen. Nicht geblendet von den zuckenden Blitzen. Er hatte die Augen geschlossen, um das Unvorstellbare zu begreifen, aber auch um zu erkennen, daß er das Letzte hergeben mußte, um Domdonar und seine Luciferen daran zu

hindern, ihr wahnwitziges Vorhaben durchzuführen.

Und was es bedeutete, das Letzte herzugeben, war ihm klar: sein Leben!

Auch das geistige Leben. Auch jenen Teil des Lebens des großen Magiers Merlin, das sich in seinem Amulett befand!

Am Ende dieses verzweifelten und aussichtslosen Kampfes würde es weder ein Atom von ihm mehr geben, noch eine einzige seelische Schwingung, und nach Amulettspuren würde man auch vergebens suchen.

»Zamorra…!« schrie ihm Domdonar entgegen. »Zamorra, für dich allein… Thremedar…! Thremedur…! Thremedon…!«

Da explodierten in dem Parapsychologen die allerletzten Reserven körperlicher und seelischer Art. Der Professor hatte das Gefühl, zu einem Titanen zu werden. Mit Stentorstimme übertönte er diese Orgie aus Donnergrollen und Toben in den Abgründen der Tiefen: »Merlin Maximus, verhüte, daß dieser Wahnwitzige mit den diabolischen Mächten der ewigen Finsternis die Kraft findet, seinen Plan in die Tat umzusetzen! Merlin Maximus, nimm mein Leben, wenn du es brauchst, um diese Ausgeburt der höllischen Tiefen zu vernichten…!«

Er hatte das Letzte gegeben!

Er war sich klar, das er hier in Kampanien den Tod finden würde. Merlin mußte auf die Kraft, die in seinem Sein schlummerte, zurückgreifen, um die entfesselten Mächte der diabolischen Finsternis in ihre Höllenabgründe zurückzutreiben.

Ohne ein menschliches Leben war es nicht möglich!

Die schreckliche Gewißheit, bald den letzten Atemzug getan zu haben und dann aufgelöst zu werden - daß es danach keine Spur mehr von ihm gab -, ließ ihn noch einmal zu seiner alten Kraft zurückfinden.

Das gräßliche Kobaltblau beeindruckte ihn ebensowenig, wie dieser unvorstellbare Regen greller Blitze und das Lärmen aus Donnergrollen und Brüllen der Tiefen. Die widerlichen, lebenden Fratzen um Domdonar konnten Professor Zamorra nicht abhalten, auf den satanischen Hellseher zuzugehen, der aus dem modernen Europa einen versklavten Kontinent machen wollte.

Mit beiden Händen das Amulett umklammernd und die Arme ausgestreckt, ging er mit weitausgreifenden Schritten hinein in das unheimliche kobaltblaue Pulsieren und auf Domdonar zu, dessen Satansgesicht plötzlich riesengroße Verwirrung zeigte.

Er schrie wie ein Wahnwitziger, wie ein Verzweifelter: »Thremedar…! Thremedur…! Thremedon…!« Und sein Gesicht war nichts anderes mehr als eine Handvoll konzentrierte Panik.

Zamorras Schritt wurde nicht langsamer, die Schrittweite nicht kleiner. Seine beiden Arme zitterten nicht, und seine Beine zitterten

auch nicht mehr.

Er hatte mit dem Leben abgeschlossen. Sein Leben war praktisch jetzt schon zu Ende. Aber mit seiner allerletzten Lebenskraft wollte er nun zusammen mit dem größten aller Magier, mit Merlin, diese Ausgeburt der satanischen Finsternis vernichten - sie auflösen, daß es auch keine Spur mehr danach von ihm gab.

Und der Lucifere, der gerade noch nach den Mächten der Tiefen geschrien hatte, jetzt war er ein Opfer der irren Panik geworden. Er schlug die Hände vor sein weißes und bleiches Gesicht. Verbarg seine glühenden Augen dahinter, drehte sich schon ab, um zu fliehen, als wie aus dem Boden gewachsen neben ihm die Seherin von Cumae auftauchte, ihn mit ihrer knöchernen Greisinnenhand daran hinderte zu fliehen und ihm dabei zurief: »Bleib stehen!«

Aber auch jemand anderes stand wie von unsichtbaren, unzerreißbaren Fesseln gehalten - Professor Zamorra.

Ein ausgebrannter Mann mit einem Amulett in schweißnassen Händen starrte blicklos in das Gesicht einer widerlich anzusehenden Hexe, der der Geifer über das häßliche Kinn lief.

Mit einer lässigen Handbewegung verjagte sie das pulsierende Kobaltblau und die lebenden Fratzen. Die grellen und zuckenden Blitze verschwanden, das Brüllen in den Tiefen brach abrupt ab, und der Vesuv spie keine glühenden Flammenbahnen mehr in den sternenklaren Nachthimmel über Kampanien.

»Komm, Zamorra…«, sagte sie zu dem Parapsychologen. Es klang nicht einmal wie ein Befehl.

Es klang wie eine Einladung.

Eine Einladung zum Sterben.

Und Zamorra folgte der Einladung.

Er konnte gar nicht anders.

Er ging hinter Sibylle von Cumae her. Er ging an Domdonar, ihrem Sohn, vorbei. Er sah den Grotteneingang so deutlich, als ob es heller Tag sei, und er sah die Rückenpartie einer strahlend jungen Frau, die sich nun nach ihm umwandte und ihn anlächelte.

Zamorra hatte noch nie eine Frau von dieser unwirklichen Schönheit gesehen.

Er hatte schon immer gewußt, daß die geweihte Seherin Sibylle von Cumae eine der schönsten Frauen der Antike war.

Und er gab ihr sein Lächeln als Antwort…

***

Brigadiere Arturo Trifallini bewies in dieser Nacht in Kampanien, daß er nicht nur ein Könner in fremden Betten war, sondern auch eine anständige Portion Mut besaß, obwohl ihm diese eiskalte Sperre auch Angstschauer über den Rücken gejagt hatte.

Für ihn war es inzwischen eine Tatsache, daß es dämonische Kräfte gab, die schier Unvorstellbares möglich machten.

»Die Kotzerei von Sextus auch«, sagte er im Selbstgespräch und hörte dann seinen Kollegen verwundert fragen: »Wie soll ich das verstehen, Arturo?«

»Ach, nichts«, meinte der. »Mensch, Luigi, sieh dir doch bloß mal diesen verdammten Pfeifenberg an. Der hat von einem Moment zum anderen ein Feuerwerk losgelassen, als ob Italien den ›Tag der bewaffneten Macht‹ feiern würde.«

»Den gibt's doch seit Jahrzehnten nicht mehr…«

»Hat es aber gegeben. Mein Vater hat mir oft davon erzählt, wie blau sie dann abends vom vielen Feiern waren. Auch so mit Raketen und noch mehr geschwollenen Reden. Aber mit geschwollenen Reden kriegen wir unseren Professore nie wieder zu Gesicht. Luigi, wir müssen uns was einfallen lassen.«

Der glaubte inzwischen auch an die Existenz von schwarzen, magischen Kräften, aber mit denen wollte er sich unter keinen Umständen anlegen. »Was denn, Arturo? Wir kommen doch nicht einmal durch die unsichtbare, kalte Sperrmauer.«

Die wollte Trifallini nochmals fühlen. Vorsichtig tastete er.

Nichts hielt ihn auf. Auch nicht mehr Sextus' Erbrechen. Der war damit fertig, und moralisch auch. Trifallini nahm darauf keine Rücksicht und auf die Verständigungsschwierigkeiten auch nicht.

»In den Sattel, amico…!«

Und wie Sextus das Wort »amico« verstand, klang es doch fast wie »amicus« in seiner Sprache!

Mente fluchte über Trifallinis Aufforderung. Arturo kam es in die falsche Kehle. Er fauchte ihn an: »Du bist ja zu feige fremdzugehen, aber jetzt bist du mir hier nicht feige, fratello!«

Wenn Arturo Trifallini jemanden »Bruder« nannte, dann war es bei ihm eine Sekunde vor zwölf. Und Mente stieg in den Sattel.

»Sibylle« verstand auch Sextus, und die »libri« hatten sich vom alten Rom ins moderne Italienisch hinein nicht verändert. Bücher bleiben eben Bücher.

Der Hufschlag der Pferde trommelte dumpf. Die Männer sprachen kein Wort. Sextus hielt sein zweischneidiges Kurzschwert fest in der Hand, bereit, jeden Moment zuzuschlagen oder zu stechen.

Nach fünf Minuten wurde es Arturo Trifallini unheimlich, weil sie die Grotte immer noch nicht erreicht hatten. Und ihm war der feuerspeiende Vesuv abhanden gekommen. Sollten Bergzüge zwischen ihm und ihnen liegen?

Er befragte den Mann der Mater-Domina, und nun, wo es keinen dolmetschenden Professore gab, klappte die Verständigung immer besser. Monti… Vesuvius… inter… und so weiter. Arturo erinnerte

sich ans lateinische Vaterunser und an noch andere lateinische Gebete, und die Worte daraus benutzte er.

Es gab zwischen ihnen und dem Vesuv kein Sichthindernis.

Sie hätten ihn sehen müssen.

Aber sie sahen ihn und sein Feuerspeien nicht!

Trifallini kam ein ungeheuerlicher Verdacht.

Waren hier dämonische Kräfte am Werk und hatten verhindert, daß sie sich der Grotte noch mehr nähern konnten?

»Maledizione, das will ich wissen. Kommst du mit die Grotte suchen, Luigi? Klar, du gehst mit. Also raus aus dem Sattel.«

Sie ließen Sextus zurück. Der machte auch keinen Versuch, ihnen zu folgen.

Luigi Mente fluchte nun auch. Aber Trifallini ging nicht darauf ein. Sie hatten das Seeufer erreicht. Ein Ufer typisch für einen Kratersee. Hindernisse gab es hier genug. Steine, Felsblöcke, kleine, aber mannstiefe Spalten und widerliche Geröllstrecken, die winzige, aber steile Hänge fast unpassierbar machten. Die beiden Polizisten lagen mehr auf dem Bauch, als daß sie gingen.

»Wir finden die Grotte nie, Arturo.«

»Schnauze, fratello!« Wieder sein »Bruder«, das Alarmzeichen. Und der Brigadiere war deshalb so schlecht gelaunt, weil er selbst nicht mehr glaubte, jemals die Grotte der Seherin zu finden. Hier waren Höllenkräfte im Spiel, die mit ihnen den Narren trieben.

Sie hatten mal wieder so einen dieser unangenehmen Geröllhänge hinter sich gebracht, standen auf einer winzigen Bodenwelle, hielten Ausschau nach dem Vesuv, der nach wie vor spurlos verschwunden war, als sie rechter Hand eine kobaltblaue Fläche sahen, die immer schneller pulsierte. Und mitten im kobaltblauen Leuchten stand ein Römer, dessen Augen grell leuchteten und dessen Gesicht auffallend weiß und bleich zugleich war.

»Mann, Arturo, das gibt es doch nicht… Du, aber den Vesuv gibt's jetzt wieder. Und wie der mit seinem Feuerzauber loslegt…«

»Ach, halt doch die Klappe, Luigi. Los, vorwärts! Ich meine, wenn wir das Blaue erreicht haben, dann ist unser Professore auch nicht mehr weit. Aber das sage ich dir, wenn du dir vor Angst in die Hose machst, ich trete dich dann vorwärts…«

Er brauchte seine Drohung nicht wahrzumachen. Luigi Mente wich nicht von seiner Seite. Dafür hatte der vielzuviel Angst. Noch eine ganze Portion mehr als Trifallini, nur ließ er es sich nicht anmerken.

Es trennten sie höchstens noch dreißig Meter von diesem unheimlichen kobaltblauen Pulsieren und Leuchten, als der bleiche Römer in der gespenstischen Beleuchtung die Hände vor sein Gesicht brachte, dann wohl geflohen wäre, wenn nicht plötzlich wie aus dem Boden gewachsen eine uralte, häßlich aussehende Frau neben ihm

gestanden und ihn festgehalten hätte.

Die beiden Polizeibeamten blieben stehen. Das unerklärliche Auftauchen der hexenhaften Frau hatte sie wie nacktes Grauen angesprungen. Sie zweifelten an dem, was sie gesehen hatten.

Aber es kam noch schlimmer. Es wurde noch unfaßbarer.

Die Alte machte eine lässige Handbewegung, und das pulsierende Kobaltblau verschwand. Doch dadurch wurde es um den Römer und die Alte herum nicht dunkler. Die Sicht blieb erstklassig. Wie am hellichten Tag. Und die Alte ging und ließ den anderen stehen, der hatte fliehen wollen.

Sie ging in die Grotte, die sie, Trifallini und Mente, so gesucht hatten.

Und an diesem Römer vorbei ging ihr gesuchter Professore. Und auch in die Grotte hinein.

Und dann blickten sich die beiden Beamten von der Polizia stradale an, und beide fragten den anderen wie im Chor: »Verstehst du das?«

Als sie wieder zur Grotte blickten, verstanden sie noch weniger.

Sie konnten sie nicht mehr sehen.

Dort hinten war es so dunkel wie überall in Kampanien.

Dort hinten war ihr Professore in der Grotte verschwunden, und den durften sie doch mit der alten Hexe nicht allein lassen!

***

Wie gedankenverloren stand Professor Zamorra in der Grotte der wahrhaftigen Bücher und blickte in das Feuer, das aus einem Spalt im felsigen Boden herauskam. Das schwere Dreibeingestell darüber trug an massiven, kurzen Ketten einen rußschwarzen, schmiedeeisernen Kessel, in dem Wasser kochte.

Darauf ging Zamorra zu, warf einen Blick in den Kessel und erstarrte.

Etwas Unsichtbares hatte ihn mitten hinein ins Gehirnzentrum getroffen, und das Unsichtbare hielt Teile dieses Zentrums gnadenlos fest.

Zamorra krümmte sich unter unerträglichen Schmerzen. Er wollte schreien wie ein waidwundes Wild, aber kein Ton kam über seine blaß gewordenen Lippen. Er mußte in den Kessel hineinblicken. Er konnte den Kopf nicht abwenden, um etwas anderes zu sehen. Er hatte sich anzuschauen, was sich im leicht kochenden Wasser widerspiegelte.

Der Parapsychologe hielt sich den Kopf fest, preßte die Hände gegen seine klopfenden Schläfen. Sein Atem ging schwer und tief, als würde er ätzende Gase einatmen. Die Augen begannen ihm zu tränen. Die nach Schwefel riechenden Flammen aus dem Felsspalt leckten nach ihm, konnten ihn aber nicht erreichen.

Er sah nicht Sibylle von Cumae auf der anderen Seite des Feuers stehen und ihn aus glühenden Augen anblicken. Von einer strahlend jungen Frau, die in Schönheit schwelgte, hatte sie sich wieder in eine

hexische Meduse verwandelt - in ein Weib, das mit Lust mordete.
Und er sah im leicht kochenden Wasser Morde!
Mit dem ersten Blick hatte er begriffen, was Sibylle von Cumae ihm zeigte.
Er sah die Ermordung der Comtessa Anna Verazzi durch die drei Jahre vorher verstorbene Immaculata Deladio vor ihren fünf Damen der Florentiner Gesellschaft, die sie zum Kaffeeklatsch eingeladen hatte.
Er sah die tote Imma Deladio im langen, weißen Gewand aus dem Gobelin heraustreten, den Dolch in der Hand, den man ihr als Grabbeigabe mitgegeben hatte, und unter dem haßerfüllten Aufschrei: »Du Hure hast meinen Sohn verdorben!« stieß sie der wie gebannt stehenden Comtessa den Dolch in die Brust.
Mit dem Tod der Comtessa löste sich die üppige Tote in Luft auf und verschwand. Vier schreiende Frauen verließen fluchtartig das Mordzimmer; um die ohnmächtige fünfte Besucherin Ina Gumor bemühte sich niemand.
Das mörderische Szenenbild stand. Das Wasser im Kessel wallte auf, und das Bild darin verging. Zamorra konnte die Seherin von Cumae wieder anschauen. Es wunderte ihn nicht, nirgendwo eine in strahlender Schönheit junge Frau zu sehen.
»Laß das Amulett los, Zamorra!« befahl Sibylle mit knöcherner Stimme. »Es kann dir doch nicht mehr helfen!«
Er ließ es los, und es baumelte vor seiner Brust an der Kette.
Stickiger Qualm in der Grotte zwang ihn zu husten. Ihr schien der beißende Rauch, der alles schwarz verrußt hatte, nichts auszumachen.
»Blick in das Wasser, Zamorra!«
Er gehorchte wie jemand, der unter Hypnose steht. In ihm war jede Kraft zum Widerstand erloschen.
Er sah Morde an fünf florentinischen Frauen - an den Frauen, die Augenzeuginnen von der Ermordung der Comtessa gewesen waren. Sie waren hier, hier in dieser Grotte, ermordet worden!
Und die Mörderin dieser Frauen stand auf der anderen Seite des Feuers!
Er hörte die Schreie der vor Angst halb wahnsinnigen Frauen. Er hörte ihr vergebliches Flehen, ihr Leben zu schonen.
»Was habe ich dir denn getan? Was denn? Warum willst du mich umbringen? Warum denn, du widerwärtiges Ungeheuer, du Satansweib?« schrie die blondmähnige Ina Gumor mit tränenlosen Augen, knieend vor der toten Rosetta Calloni, die als dritte in der Grotte hatte sterben müssen.
Und Zamorra hörte die Seherin von Cumae zischen: »Nichts hast du getan, und dennoch habe ich dich in meine Zeit schaffen lassen, denn die ›Drei Krallen der Finsternis‹ verlangen wieder nach dem Blut

junger Frauen. Und du bist doch jung, oder etwa nicht, Ina Gumor? Oh, ich kenne deinen Namen, auch die Namen der anderen. Sie sind in einem der geweihten Bücher verzeichnet, und darin steht auch, daß ich euch alle sterben lassen werde. Weißt du denn nicht, wie gern ich morde, Ina…?«

Kein Muskel zuckte in Zamorras Gesicht, als er im wallenden Wasser sah, wie auch Ina Gumor von der Hexe von Cumae durch blitzschnelle Dolchstiche ins Jenseits befördert wurde.

Dann hatte Emilia Soplese als letzte ihr Leben aufzugeben.

Fünf tote Frauen lagen um das Feuer, das aus einem Felsspalt drang und mit seinem beizenden Rauch die Luft in der Grotte verpestete.

Unsichtbare Kräfte zwangen den Parapsychologen, die Seherin anzublicken. Gnadenlos war der Ausdruck in ihren Augen und mordlüstern.

Ihre strichdünnen Lippen verzogen sich zu widerlichem Grinsen. »Domdonar konntest du mit deiner Zaubermacht in die Flucht jagen, Zamorra, aber mich, die wahre Herrin über alle Luciferen, wirst du nie besiegen können. Hier in dieser Grotte wirst du gleich durch meine Hände sterben. Langsam und grausam, wie es in einem der wahrhaftigen Bücher steht…«

Der Zwang zu fragen, in welcher Schriftrolle über seinen Tod etwas zu lesen sei, wurde übermächtig in Zamorra, und ohne sich bewußt zu sein, was er getan hatte, war seine Frage schon gestellt worden.

Die Seherin zuckte zusammen. Lauern glomm in ihren Augen auf. Zamorras Zwischenfrage mußte ihr ungewöhnlich erscheinen. Ihr Blick tastete ihn ab, dann schien sie nichts Beunruhigendes an ihm festgestellt zu haben. Ihr Gesichtsausdruck nahm wieder das Mörderische an. Ihr satanisches Grinsen war nicht viel besser.

Absolut sicher, daß ihr von Zamorra keine Gefahr drohen könnte, wandte sie sich ab und ging tiefer in das Dunkel der Grotte hinein, um wenig später mit einer Schriftrolle zurückzukehren. Neben ihm, fast auf Tuchfühlung, blieb das weibliche Ungeheuer stehen. Sibylle zog die uralte Schriftrolle auf. Dann wiesen ihre knöchernen Finger auf eine Zeile. Professor Zamorra sah eine Schrift, die ihm unbekannt war. Sie hatte auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit etruskischen Glyphen. Aber die nächsten Zeilen darunter waren in lateinischen Buchstaben geschrieben.

»Die sollst du nicht lesen, Zamorra!« zischte ihn die Hexe an, und im nächsten Moment hatte er auch den Inhalt der drei übersetzten Zeilen schon wieder vergessen. Die Finger der Sibylle fuhren noch einmal die Zeile mit den unbekannten Glyphen entlang. Hämisch klang ihre Stimme, als sie sagte: »Ich übersetzte es dir, Zamorra. Hier steht: Sein Name wird Zamor sein, aber jemand wird ihn auch Troija genannt haben. Troija, der Verräter. Zamor wird neben dem Feuer der

Finsternis sterben, und sein Sein wird nie wieder sein.«

Die Schriftrolle rollte sich von selbst wieder auf. Der Blick aus den Augen der Seherin war nackter Mord. »Die wahrhaftigen Bücher haben noch nie gelogen, Zamorra. Sie kennen und wissen alles bis zum Ende der Erde. Ich werde ihren Untergang erleben und auch noch den Tod Domdonars. Ich…«

Vom Grotteneingang her kam Domdonar gelaufen. Er war ein anderer geworden, seitdem ihn draußen Panik übermannt hatte. Bei seinem Anblick raste ein elektrischer Schock durch Professor Zamorra. Im tiefsten Innern und im Parabereich fühlte er wieder Kräfte wachsen. Zugleich aber auch hörte er die Warnung im Unterbewußtsein, davon nur nichts zu zeigen.

»Reiter kommen, und zwei Männer aus seiner Zeit kommen…«, schrie Domdonar. Seine Stimme hatte viel von ihrer harten, unnachgiebigen Herrlichkeit verloren.

»Jag sie mit deinen Männern zurück!« rief die Seherin ihm zu.

»Ich habe meine Reiter nach Cumae zurückgeschickt, nachdem sie mich bis hierher begleitet hatten.« Seine Erwiderung klang wie der Schrei eines Verzweifelten.

Blitzschnell hatte Zamorra wieder nach dem Amulett gegriffen. Beinahe körperlich fühlte er die Verwirrung bei der Seherin Sibylle und die Ratlosigkeit bei ihrem Sohn. Plötzlich war Lärm vor der Grotte zu hören. Der Professor traute seinen Ohren nicht. Er glaubte, die Stimme der Mater-Domina, der Schwester der Seherin von Cumae, gehört zu haben.

»Ostia Madonna, wenn du nicht Platz machst…«, brüllte es vom Grotteneingang her, und dieser italienische Fluch war wirklich nicht fein.

Zamorra, der nicht mehr wußte, wohin er zuerst schauen sollte, fühlte sich vom Blick der Seherin getroffen.

»Du…«, stieß sie aus, und das Entsetzen eines ganzen Jahrtausends lag in diesem »Du«.

Er hielt ihr Merlins Amulett entgegen und belauerte aus den Augenwinkeln ihren Sohn, der zum Grottenausgang blickte.

Da riß der felsige Boden der Grotte auf. Der Spalt, aus dem das rauchige Feuer kam, öffnete sich zu einem riesigen Abgrund, nur war es unverständlich, warum das Dreibein mit dem schmiedeeisernen Kessel an den Ketten nicht in den Abgrund stürzte.

Das Dreibein hatte sich gespreizt und stand immer noch über diesem Loch, aus dem die Unterwelt ihre stinkenden, ätzend riechenden Flammenbahnen schickte.

Zamorra achtete auf diese Veränderungen nicht.

Diese Seherin, diese geweihte Mörderin, war das Ungeheuer des Jahrtausends und das Werkzeug der ewigen Finsternis.

Mit dem wilden Schrei: »Merlin Maximus!« lief er um die Flammen herum, die zu fauchen und zu zischen begannen. Er zeigte ihr sein Amulett. Er fühlte den magischen Schutzschirm und wie stark er war. Alles andere hatte der Parapsychologe vergessen - die beiden italienischen Polizeibeamten, und daß er Mater-Dominas Stimme gehört haben wollte.

Mit dem Schrei nach dem größten Magier, der jemals die Welt beglückt hatte, blieb er vor der mörderischen Seherin stehen.

»Sibylle…«

Weiter kam Zamorra nicht. Die Dämonen und Bestien der Finsternis stürzten sich auf ihn, versuchten, sein magisches Schutzfeld zu zerfetzen und ihn zu vernichten. Sie wollten sein Sein auflösen! Mit gellendem Aufschrei taumelte der Professor zurück. Er krachte gegen Domdonar, riß ihn zu Boden und versuchte, ihn gleich einem römischen Ringer auf den Rücken zu schleudern. Mit einem Bein stieß Zamorra gegen eines der Dreibeine, riß es aus seinem Halt und schleuderte es dem feuerspeienden Abgrund entgegen. Im Brüllen und rasenden Toben der schattenhaften Dämonen und Bestien hörte niemand, wie die metallene Auflage des Dreibeins über den felsigen Boden kreischte, die Kante den Abgrund erreichte und darin einbrach.

Das Dreibein brach in sich zusammen, nachdem es plötzlich keinen Halt mehr hatte. Der große, schmiedeeiserne Kessel an den kurzen Ketten schwang wild hin und her. Als das Dreigestell in sich zusammenbrach, verlor der Kessel auch sein Gleichgewicht. Ein gewaltiger Schwall kochenden Wassers ergoß sich in die Richtung, in der Domdonar sich befand, dem es gerade gelungen war, sich Zamorras Griffen zu entziehen.

Das kochendheiße Wasser traf den Sohn der Seherin von Cumae.

Der Schrei eines Verbrühten gellte durch die Grotte. Zamorra wurde von einigen Spritzern getroffen, aber nur unbedeutend verbrüht. Er erwehrte sich der höllischen Kräfte, die in der Grotte wüteten. Plötzlich hatte Merlins Amulett wieder Kraft. Er schlug damit auf die Seherin ein, die wie eine zu Tode erschreckte Furie aufschrie und nach Lucifer rief. Aber nach wie vor hielt sie die Schriftrolle in der Hand, in der stand, daß »Zamor« in dieser Grotte sein Leben verlieren würde. Daran erinnerte er sich in diesen Momenten, in denen sich der schreiende, verbrühte Domdonar auf dem Boden wälzte.

Er sah Mater-Domina nicht heranfliegen - diese alte Frau, die sich so schnell wie ein junges Mädchen bewegte. Erst als sie sich zwischen die Seherin, ihre Schwester, und ihn warf, bemerkte der Professor sie.

»Zurück, Mater-Domina, denn die Dämonen der ewigen Finsternis…« Weiter kam er mit seinem Warnschrei nicht.

Mater-Domina hatte sich auf ihre ältere Schwester, die geweihte Seherin, gestürzt und versuchte, sie zu würgen. Doch deren Hände

waren zu Krallen geworden, und diese Krallen zerrissen der anderen das Gesicht.

»Bist du schon wieder hier, du Närrin? Du Tochter einer Bastardhündin? Aber jetzt werden dich die Mächte der ›Drei Krallen der Finsternis‹ zerreißen, wie sie es zugelassen haben, daß Domdonar verbrüht wurde! Nimm ihn doch, du widerliches Miststück! Nimm deinen brüllenden, verbrühten Sohn! Ja, Domdonar ist dein Traumbild Troija! Ich nahm ihn dir weg, als du jungfräuliche Hure nach seiner Geburt noch ohnmächtig warst. Ich ließ dir ein totes Kind unterschieben… aber ich, die dich immer gehaßt hat, ich war noch nie schwanger. Noch nie…«

Zamorra begriff davon kaum etwas. Er kämpfte den Kampf seines Lebens gegen brüllende Bestien aus der unendlichen Tiefe, die immer wieder versuchten, kobaltblaues Licht zu erzeugen, und ihn von allen Seiten angriffen.

Alle Kräfte seines Parakönnens hatte er mobilisiert. Das Amulett in seinen Fingern leuchtete und brannte. Ungeheuerliche magische Impulse spie es aus. Wer davon getroffen wurde, wurde zurückgeschleudert, um aus den Felswänden erneut zum Angriff auf ihn loszugehen.

Sextus und seine Männer waren in diesem Kampf gegen Gespenster, Dämonen und Kräfte aus der Tiefe keine Verstärkung; auch nicht Luigi Mente und Arturo Trifallini.

Aber Mater-Dominas Eingreifen schaffte ihm Luft.

Sie rang mit ihrer älteren Schwester dicht neben dem Abgrund, aus dem das Feuer der Tiefe kam; und sie drohte zu unterliegen.

Professor Zamorra sprang über den immer noch am Boden liegenden, brüllenden und verbrühten Domdonar hinweg, drang auf die beiden Frauen ein, wollte sie trennen, als Mater-Domina ihrer Schwester, der Seherin, die Schriftrolle aus der Hand riß und sie in den feuerspeienden Abgrund riß.

Im gleichen Moment schrie der Felsen auf. Die Erde schien zu explodieren. Titanenkräfte schleuderten Zamorra zu Boden. Die unmöglichsten dämonischen Ungeheuer drangen auf ihn ein. Er glaubte nicht mehr, daß er noch einmal davonkommen würde, und dieser Unglaube schwächte seine Position und schwächte seine übersinnlichen Abwehrkräfte.

Als er erkannte, was er tat, flüchtete er in die Tiefen der Grotte, verfolgt von tigerartigen Bestien, die immer körperlicher und kompakter wurden, je länger sie in dieser Höhle ihr Unwesen trieben.

Das Leuchten am Ende der Grotte zog Zamorra wie ein Magnet an. Er raste darauf zu, in der Hoffnung, dort Schutz vor den Furien der Tiefe und der Hölle zu finden. Plötzlich stand er vor den Sibyllinischen Büchern.

Sie leuchteten. Fast so wie sein Amulett, wenn metaphysische Kräfte versuchten, teuflisches Unheil über die Erde und ihre Menschen zu bringen.

Er wußte nicht, was er tat. Er raffte die Schriftrollen zusammen. Er nahm eine in die Hand, wie ein Schwert, und er benutzte sie auch wie ein Schwert im verzweifelten, aussichtslosen Kampf gegen die Höllenkreaturen.

Und - er schlug sie damit zurück. Er machte sich mit dieser einen Schriftrolle den Weg zur Mater-Domina frei. Sie durfte nicht das sechste Opfer ihrer mörderischen Schwester, der Seherin von Cumae, werden.

Zamorra kam sich wie ein Gladiator vor, der plötzlich ein Zauberschwert in den Händen hält. Obwohl er diesen Wandel nicht begriff, bahnte er sich durch die tobenden, fauchenden und brüllenden Bestien und Dämonen seinen Weg.

Die mörderische Seherin war dabei, ihre jüngere Schwester, die Mater-Domina, in den feuerspeienden Abgrund zu stürzen, und Zamorra war noch zu weit entfernt, um dieses Drama zu verhindern.

Die Bestien der ewigen Finsternis kümmerten sich nicht um die kämpfenden Frauen.

Aber Troija, der bis vor wenigen Minuten nur Domdonar geheißen hatte - er griff in den Kampf auf Leben und Tod ein.

Er griff die Frau an, die im Haßrausch offenbart hatte, daß er nicht ihr Sohn sei. Er griff trotz seiner wahnsinnigen Qualen ein.

Er trennte beide. Er schrie ihnen etwas zu, das Zamorra nicht verstand, aber dann vernahm dieser die unheimlichen Beschwörungsworte: Thremedar…! Thremedur…! Thremedon…!

Die Welt in der Grotte neben dem Eingang zur Unterwelt unternahm keinen erneuten Versuch zu explodieren.

Sie versuchte, alles Leben darin zu verbrennen!

Luigi Mente und Arturo Trifallini glaubten, in einem Hochofen zu stecken. Sextus und seine Männer riefen verzweifelt ihre Götter um Hilfe an. Zamorra taumelte durch diese irrsinnige Glutwelle, die nur zu spüren, aber nicht zu sehen war, erreichte die beiden Frauen und Domdonar und trennte sie.

»Ich will…«

Er sagte niemals, was er wollte.

Sibylle von Cumae stürzte sich mit einem unbeschreiblich gräßlichen Schrei auf ihn und wollte ihm die Schriftrolle entreißen.

Zamorra wich blitzschnell zurück bis an den Rand des feuerspeienden Abgrundes.

»Sibylle…!« schrie er, und seine Stimme überschlug sich.

Die Sibyllinischen Bücher überschlugen sich auch.

Im Feuer, in das sie hineinstürzten und immer tiefer fielen.

Alle, bis auf die eine Schriftrolle, die die Seherin doch noch an sich gerissen hatte. Aber sie kam nicht weit mit ihrer Beute.

Der wimmernde Mensch, den sie als ihren Sohn verstoßen hatte, stellte ihr ein Bein, und die Bestien und Dämonen der Tiefe hinderten ihn nicht daran. Kreischend fiel sie neben ihm zu Boden. Gellend lachend wie ein Wahnsinniger riß Domdonar ihr das letzte aller Sibyllinischen Bücher aus den Händen, hielt es ins Feuer und sah, wie die Flammen begannen, die Rolle zu verschlingen.

Da wimmerte die ewige Finsternis durch die Grotte am Averner See. Da schrie die Seherin von Cumae in unendlicher Verzweiflung: »Domdonar, diese Schriftrolle nicht. Nur diese eine nicht.«

Sie brannte lichterloh. Nur ein Wunder konnte den Rest noch retten.

Das Wunder war Zamorra!

Er riß die lodernde Buchfackel Domdonar aus den Händen. Er versuchte, sie zu löschen. Er sah nicht das Unheimliche, wie es ihn kompakt angriff.

Er las nur die eine Zeile, die drauf und daran war, in Flammen unterzugehen.

Er begriff, was er las.

Zamorra schrie nach Trifallini und Mente. Er bekam keine Zeit mehr, von Mater-Domina Abschied zu nehmen. Er riß die beiden Beamten der Polizia stradale an sich, sagte den magischen Zauberspruch, den er im letzten der verbrennenden Sibyllinischen Bücher gelesen hatte, und begriff dabei, daß er es gewesen war, der die Sibyllinischen Bücher im Jahr 83 vor Christus in der Grotte zu Cumae vernichtet hatte.

Als es um ihn herum dunkel wurde, hörte alles auf zu existieren - Kampanien, der feuerspeiende Vesuv, Mater-Domina, Domdonar und die Seherin von Cumae mit ihren Luciferen, die in einem einzigen Angriff aus der Antike heraus Europa in ihre Gewalt bringen wollten.

***

An der Kreuzung Via del Fossi und Palazzuolo fanden sie sich in Florenz wieder. Die Ampeln waren auf gelb geschaltet und flackerten im Dauerlicht. Die nachtstillen Straßen waren bis auf wenige Passanten menschenleer.

Niemand kümmerte sich um sie.

»Mann, Luigi, was sagen wir bloß unserer Dienststelle, wo wir so lange gesteckt haben? Wenn wir denen mit der Grotte von Cumae und den Sibyllinischen Büchern kommen, stecken die uns postwendend in eine Klapsmühle. Mann, was sagen wir bloß?«

Selbst Zamorra wußte darauf keine Antwort.

***

Zamorra sagte auch nicht viel, als er Nicole Duval und Bill Fleming erklärt hatte, warum er nach ihnen nicht hatte suchen können. Er

meinte abschließend nur: »Ich bin froh, daß ich die Sibyllinischen Bücher vernichtet habe. Wenn ich nur daran denke, wie leicht es der Seherin und Domdonar gefallen ist, die ewigen Kräfte der Finsternis mit Hilfe der sibyllinischen Sprüche zu mobilisieren, dann habe ich nicht nur Europa vor der Übernahme durch die Luciferen bewahrt, sondern der ganzen Menschheit einen Dienst erwiesen, der mir nie zu danken ist.«

In seinem Apartment im Hotel Bristol meldete sich das Telefon. Ein hohes Tier von der Polizia stradale war am anderen Ende der Leitung.

»Scusi, Signore Professore, können Sie mir bestätigen, daß die beiden Signori Trifallini und Mente Ihnen bei der Aufklärung eines sehr delikaten Falles geholfen haben, der mit einem Autounfall Ihrerseits seinen Anfang genommen hat?«

Was kam es in diesem Fall noch auf eine Notlüge mehr oder weniger an?

Professor Zamorra entschuldigte und bestätigte.

Arturo Trifallini und Luigi Mente hatten sich also doch noch eine gescheite Ausrede für ihre Abwesenheit einfallen lassen. Und Zamorra schmunzelte gemütlich, als er den Hörer wieder auflegte. »Aber heute möchte ich von Luciferen, Domdonar und der Seherin von Cumae nichts mehr hören. Was haltet ihr von einem wunderbaren Essen?«

Sie hielten sehr viel davon…

ENDE